



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Hoffmann's sämtliche Werke

**Hoffmann, E. T. A.**

**Paris, 1841**

Hoffmann's Leben.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

## Hoffmann's Leben.

## B e i g u n g.

An Hoffmann.

Was Du gewesen und was Du gestehst,  
Wie Dich der Gedreiß suchte zu verwildern,  
Wie Kunst ersehnt, die dich Gilt zu mildern,  
Was Du getraumet und was Du gelebt:

Wie oft Du tausend bist zurückgekehrt  
Der Dines' eig'nen Wesens nächst'gen Bildern;  
Wer unternimmt's, die Kästleinwelt zu schildern,  
Wer wagt's, daß er davon den Schiefer hebt?

Nicht kommt dem Freund so süßes in den Sinn;  
Er, der mit ungeduldr Sänge flammet,  
Hat Deine Pfenne nur zur Schmelz gesammelt.

So nimm denn Dich von mir zum Opfer hin,  
Und wenn das Bild gleich Farbenglanz nicht zieret,  
Da weist die Tern', die mir die Hand geführet.

Erster Abschnitt.  
Königsberg 1776—1796.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann<sup>1</sup> wurde am 24. Januar 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater, welcher vor ungefähr sechsundzwanzig Jahren in Insterburg, wo er bei dem Oberlandesgerichte als Criminalrath und Justizcommissarius angestellt war, gestorben ist, soll ein Mann von vielem Geiste, aber von unordentlichen Neigungen gewesen seyn. Seine Mutter war die Tochter des Advokaten, Consistorialrath Dörfner. Dieser war Sachwalter der meisten großen ostpreussischen Familien, so z. B. Vormund des nachmaligen Kanzlers von Preußen, Grafen von Finckenstein, und sein Name wurde noch lange nach seinem Tode mit großer Achtung genannt. Er, so wie die ganze Familie, welcher er angehörte, zeichnete sich durch eine fast peinliche Ordnungsliebe und die höchste Decenz in allen äußern Formen aus. Wissenschaften und Kunst galten in diesem Kreise nur wie Annehmlichkeiten des Lebens, zur Zerstreuung und Ergötzlichkeit nach der Arbeit des Tages; und aus einer so verschiedenartigen Richtung läßt sich die

kurze Dauer der Ehe der Aeltern Hoffmann's erklären, die schon in dessen drittem Lebensjahre getrennt wurde. Ein älterer Bruder Hoffmann's, vielleicht noch am Leben, gleich ihm mit herrlichen Anlagen begabt, war früher einen übeln Weg gegangen und in der Folge mit seinem jüngern Bruder nie wieder in nahe Berührung getreten.

Dieser blieb, nach der Entfernung seines Vaters von Königsberg<sup>2</sup>, in der Pflege des großmütterlichen Hauses, welches die würdige alte Großmutter, seine Mutter, eine unverheirathete Tante und ein Onkel bildeten. Diese beiden Letzteren hatten den meisten Einfluß auf seine Bildung und die ganze Richtung seines Lebens. Die Großmutter, eine bejahrte Frau von stattlichem Ansehen — die übrigen waren, wie er selbst, von auffallender körperlicher Kleinheit — wurde durch Hinfälligkeit des Alters verhindert, Antheil an seiner Erziehung zu nehmen. Er verehrte sie übrigens innig, und selbst die Weise, wie er die mitunter possirlichen Scenen erzählte, die zwischen ihr und dem Sohne, dem Justizrath, vorfielen, den sie noch immer als ein Kind zu behandeln gewohnt war, und nicht anders als Dittchen (Otto) nannte, trug das Gepräge der Achtung und gutmüthigen Schonung. Die Mutter vegetirte nur in immer krankhaftem Zustande. Schon ihr Aeußeres war ein Bild der Schwäche und des tiefen Herzenskummers, der sie ganz niederzubeugen schien<sup>3</sup>. Hoffmann sprach nicht gern von ihr; war es aber nicht zu vermeiden, nur in Ausdrücken der Wehmuth und Verehrung. Das Leben der beiden Frauen war auf den Kreis des Wohnzimmers beschränkt, welches sie nie verließen, so daß Hoffmann's vertrautester Freund und Jugendgespieler, Hippel, sie, obgleich er von allen im Hause wohl gelitten war, während der zehn Jahre, die er in demselben aus- und einging, kaum drei oder viermal zu sehen bekam. Die Tante dagegen, geistreich, gesellig und heiter, war die einzige, die Hoff-

<sup>1</sup> So hieß er, und nicht Amadéus. Auf die Frage eines Freundes, wie auf dem Titel seiner Werke das A. an die Stelle des W. getreten, und ob er nicht wieder tauschen wollte, erwiederte er: „Es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuscripte, und da ich einmal mit dem A. conscriber, und die Münze gangbar ist, so mag ich es nicht ändern. Eine beliebte Münze vermag man mit der alten Jahrszahl immer wieder aus, auch mit den alten Fehlern.“

Wie ganz anders sich Hoffmann bei mir dagegen rechtfertigte, habe ich in meiner Schrift über ihn angeführt (S. Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denkwürdigkeiten und andern Mittheilungen. 1ster Band: C. Z. W. Hoffmann und J. G. Weigel, Leipzig, Brockhaus 1836. Seite 77—80.) S. Kunst.

Diese, so wie die folgenden mit A. F. verzeichneten Anmerkungen rühren von Herrn Junck in Bamberg her, und sind mit Einwilligung des Herrn Verfassers von Hoffmann's Leben diesem beigefügt worden.

<sup>1</sup> Lebensgeschichte des Aeltern Witt.

<sup>2</sup> Sie starb am 13. Nov. 1796. S. 18ter Brief.

mann's Geist begriff. Sie pflegte und liebte ihn über alles, ja sie verzog ihn eigentlich. Aber er vergalt ihre Liebe auch durch die treueste Anhänglichkeit. Selbst in den Jahren, wo er schon zum Jünglinge gereift war, blieb sie noch die Vertraute aller seiner Schwächen. Sie ist es, der er in Kreisers Jugendgeschichte ein rührendes Denkmal gesetzt hat<sup>1</sup>.

Einen höchst grellen Contrast mit ihr bildete der Onkel, der, nach einer erfolglosen Laufbahn im praktischen Justizdienste, seine Entlassung mit dem Titel eines Justizrathes erhalten hatte, und ohne alle Ahnung von Hoffmann's Geist nur bestrbt war, ihn in die Lebensordnung zu zwingen, in welcher er sich selbst wohl befand, nemlich in ein diätetisch geordnetes Regitiren, wo Schlafen, Essen und Trinken, Wiederschlafen und Wiedereessen mit etwas Musik und Lektüre zur Verdauung nach Stunden und Minuten eingetheilt, regelmäßig mit einander wechselten.

Etwa nur einmal wöchentlich, gewöhnlich am Mittwoch, pflegte der Onkel alte Bekannte zu besuchen, und dieß waren die Stunden, wo sich Hoffmann ganz den Ausbrüchen seines Genius überließ. Dann wurde alles hervorgeholt und versucht, was die Gegenwart des Onkels nicht gestattete, tolle wilde Musik, Verkleidungen, Leibesübungen, wozu in Gegenwart des Onkels, der Hoffmann's unzertrennlicher Stubens- und Schlafgefährte war, und der nicht die mindeste Abweichung aus dem gewohnten Geise litt, nie die Rede seyn durfte.

Dafür hatte der Onkel aber auch keinen strengeren Beobachter, als Hoffmann, und dieser war kaum zwölf Jahre alt, als er schon alle Schwächen des Onkels zum eigenen Vortheil zu benutzen verstand, und fast kein Wort mit ihm wechselte, ohne ihn zu mystifiziren. Schlimm war es, daß Hoffmann's Intoleranz zunahm, je mehr er seine eigene Entwicklung fühlte, und daher begann der Onkel gegen den Jüngling Mißtrauen zu fassen, wie er dem Knaben die muthwilligsten Streiche verziehen hatte.

Ungeachtet dieser gränzenlosen Ungleichheit der Charaktere verdankte doch Hoffmann dem Onkel viel. Er war es, der den ersten lästigen Unterricht des Kindes übernommen, und ihn namentlich zuerst in der Musik unterwiesen hatte, der sich später sein ganzes Gemüth zuwendete. So hat auch dieser Onkel den Grund zu dem ausdauernden Fleiße in ihn gelegt, und den Sinn für Ordnung und Schicklichkeit in ihm entwickelt, die ihn bei den wildesten Sprüngen seiner Fantasie auszeichneten.

Noch müssen zwei Männer erwähnt werden, die den wesentlichsten Einfluß auf Hoffmann's Bildung und die Richtung seines Charakters hatten.

Der eine, ein alter Großonkel, Justizrath Wöthörz<sup>2</sup>, ward in der ganzen Familie hoch geachtet. Auch Hoffmann — seine beiden Großmütter von väterlicher und mütterlicher Seite waren Schwestern Wöthörz's — gedachte seiner nur mit Verehrung. Der Alte trieb keine Geschäfte mehr, und hatte sich nur noch einige Justizariate auf den Gütern bewährter Freunde vorbehalten, die er, ein willkommener Gast, in einer guten Jahreszeit zu besuchen pflegte. Hoffmann ward einmal als Protokollführer von ihm mitgenommen, und einer solchen Reise verdanken wir in der Erzählung das Majorat<sup>3</sup>, die treuen Schilderungen preussischer Naturscenen und die herrliche Zeichnung des Justizarius, „eines Heros der alten Zeit in Schlafrock und

Pantoffeln,“ wie ihn Fouqué einst nannte. So oft Hoffmann, an bestimmten Tagen und Stunden — alles wurde in dieser Familie so betrieben — seinen Besuch bei dem würdigen Großonkel abgelegt hatte, erzählte er mit Lust von dem Ernste, der Erfahrung und Würde des Alten. Aus einem nicht zur Mittheilung geeigneten Briefe Hoffmann's — während des Tobestampfes des Großonkels im Nebenzimmer geschrieben — ergibt sich, daß er im October 1795 gestorben ist.

Der letzte in dieser originellen Reihe, der es in gewisser Beziehung verdient hätte, zuerst genannt zu werden, war der Rector der deutsch-reformirten, damals gelehrten Schule, Prediger Dr. Wannowski.

Des vertrauten Umgangs mit Kant, Hippel, Hamann, Kraus, dem Oberhofprediger und Hofprediger Schulz, und dem Pfarrer Kischer gewürdigt, besaß Wannowski, wie jeder ausgezeichnete Kopf, die Gabe, Talente zu wecken und an sich zu ziehen. Ihm verdanken viele bedeutende Männer ihre Bildung, wie Büttner, nachmaliger geheimer Oberrechnungs-rath; Buchholz, Stadtgerichtsdirector in Elbing; Essner, der Arzt; Ewert, Regierungsdirector; von Hippel, Regierungspräsident; unser Hoffmann; Graf Finkenstein auf Schönberg; von Gohow; die Grafen von Kanig; Matuzewski, ein gemüthlicher Künstler; J. P. Schmidt, als Componist rühmlich bekannt; Schartow u. s. w.

Hoffmann war sehr jung, schon im sechsten oder siebenten Jahre, der reformirten Schule übergeben worden. Er machte in den untern Klassen nur die ganz gewöhnlichen Fortschritte mit den meisten seines Alters, und ungeachtet der großen Lebhaftigkeit seines Geistes, ward diese von den Lehrern doch nicht eher bemerkt und gewürdigt, als bis er in die zweite Klasse rückte, etwa im dreizehnten oder vierzehnten Jahre. In dieser Zeit hatte sich auch seine Neigung zur Tonkunst — der achtbare Componist und Organist, Pobjielsky, war darin später sein Lehrer, — und zur Malerei, worin Seemann, ein anspruchsloser, gemüthlicher Maler, unterrichtete, vergrößert entwickelt, daß er die Schulwissenschaften darüber hinten setzte, und durch seine Fortschritte in den Künsten Aufsehen erregte. Bald hörte man das Wunderkind — die Kleinheit seiner Gestalt gab ihm das Ansehen eines acht- bis zehnährigen Knaben — auf einem alten Flügel fantasiren oder eigene Compositionen veruchen, bald ergöhte man sich an der Nichtigkeit in seinen Zeichnungen, auf welche sein Lehrer mit fast peinlichem Eifer hielt. Dieser Gründlichkeit des Zeichenmeisters, wie der Taktfestigkeit seines ersten Lehrers in der Musik, des Onkels Otto, des Justizrathes, der sich jetzt nicht wenig durch den Reffen erfreut und geschmeichelt fühlte, hat Hoffmann übrigens den festen Boden zu verdanken, in welchem seine Lieblingsneigungen wurzelten.

Seine Versuche in musikalischen Compositionen aus dieser Zeit waren genial, kühn, aber oft bizarr; seine Zeichnungen richtig, und was er in Farben ausführte, dem gaben starke und dunkle Schatten eine unverkennbare Eigentümlichkeit.

Schon früh regte sich in ihm der entschiedene Hang, jede auffallende Gestalt als Caricatur hinzustellen. Sein Talent im Auffassen und Treffen verleitete ihn oft weiter, als es seine Absicht gewesen seyn mochte. Seinem Lehrer entwuchs er bald. Um zu sehen und zu lernen, suchte er auf, was ihm das in dieser Beziehung eben nicht reiche Königsberg darbot. Emsig las er den Winkelmann, und ungemein wurde er durch die Abbildungen der herculanischen Schätze auf der königl. Bibliothek angezogen, wozu er die meisten copirte.

Als Theilnehmer bei dieser Lectur, und als Cenfor

<sup>1</sup> Lebensgeschichte des Rectors Wurz. Siehe S. 1803.

<sup>2</sup> Von ungarnischer Herkunft.

<sup>3</sup> Majorat.

und Critiker seiner Kunstversuche, dem alle Compositionen vorgezeigt, alle Zeichnungen vorgezeigt wurden, stand ihm ein Freund zur Seite, der nicht allein auf Hoffmann's Jugend den ausgezeichnetsten Einfluß gehabt hat, sondern der ihm auch, bis an sein Ende, der treueste geblieben ist, Theodor von Hippel, jetzt königlich preussischer Staatsrath und Chefpräsident der Regierung von Oberschlesien.

Ein Zufall hatte beide in ihrem eifften Jahre auf einem Landhause bei Königsberg zusammengeführt. Obschon einander sehr ungleich in manchen äußeren Verhältnissen und auch in manchen Gemüthsanlagen, fanden doch wiederum so viele Ähnlichkeiten zwischen ihnen statt, daß die Knaben schnell Freunde wurden, und sich als solche augenblicklich wieder erkannten, als Hippel ein Jahr später dem Hoffmann, 1787, die reformirte Schule bezog.

Die Hauptähnlichkeit beruhte in der Abgeschlossenheit der Erziehung; beide wuchsen ohne Umgang mit Geschwistern, mit andern Gespielen ihrer Kindheit, einsam auf; sehr verschieden aber waren sie z. B. in der Ansicht von vielen, wozu der Keim durch die erste Erziehung in sie gelegt war. Hoffmann hatte diese in einer großen Stadt erhalten, Hippel auf dem Lande. Auch in dem Betragen gegen Verwandte, die auf Achtung Anspruch zu machen hatten, fand eine auffallende Unähnlichkeit zwischen beiden statt. Hoffmann war es eine Hauptlust, den Onkel Justizrath zu mystificiren und zu ängstigen; Hippel dagegen war fast zu streng und zu ehrerbietig gegen alle, denen er Achtung schuldig zu seyn glaubte. Auf Vorwürfe, die dieser Hoffmann über sein Benehmen machte, erwiederte er oft: „Was hat mir das Geschick für Verwandte gegeben! hätte ich einen Vater und einen Onkel, wie du, mir würde ja dergleichen nicht in den Sinn kommen.“

Wirklich lag aber auch in dieser Bemerkung eine große Wahrheit; denn Hippel's Vater war ein trefflicher Mann, dem in der Erziehung seines einzigen Sohnes vielleicht nur der Vorwurf gemacht werden konnte, daß er in der Liebe zu weit ging, und der Onkel, kein geringerer, als der große Verfasser der Lebensläufe u. s. w. Eben so läßt sich auch von Hoffmann nicht sagen, daß sein Spott sich gegen solche Personen richtete, die wahre Achtung verdienen oder die wirklich Pietät von ihm fordern konnten, wie sein Großonkel, der würdige Wannowski, sein Religionslehrer und Seelforger, der Hofprediger Schulz, der Mathematiker und Erklärer Kant's, sein Vater und seine Mutter, der Vater und Oheim seines Freundes; auch selten nur traf sein Wig die eigene Tante. Als eine Eigenthümlichkeit Hoffmann's in dieser Zeit verdient übrigens bemerkt zu werden, daß er nie über Religion, Staatseinrichtungen und Politik sprach<sup>1</sup>, wozu die begonnene französische Revolution reichen Stoff gab. In der Regel brach er jedes Gespräch, welches dahin führen konnte, gleich ab, und nichts war ihm so zuwider, als ein Zeitungsblatt<sup>2</sup>.

Ein Unfall des Onkels Otto begünstigte die engere Verbindung der Freunde, die sonst bei der Unzugänglichkeit des Dörffer'schen Hauses, in welchem Hoffmann lebte, wohl nur ein bloßer Umgang von Schutzkameraden geblieben wäre. Der Onkel schien nämlich zu bemerken, daß sein Ernst — so wurde Hoffmann in der großmütterlichen Familie genannt — im lateinischen und griechischen zurückbleibe, mochte vielleicht auch Wannowski's Rath darüber eingeholt haben, und machte nun Hoffmann den Vorschlag, den Freund als

Repetenten und Mentor in das Haus zu bringen, und die Nachhilfe in dem Fehlenden als eine Gunst von ihm zu erbitten.

Was die Knaben längst verabredet hatten, ward von dem Familienrath, den Onkel und Tante bildeten, feierlich geordnet. Der Mittwoch, als der Tag, an welchem der Onkel die auswärtigen Besuche machte, ward zu diesen Vor- und Nachübungen ausersehen. Auch sollte, so oft als möglich, der Sonnabend noch dazu benutzt werden.

Die Freunde, beide vierzehn Jahre — der Mentor nur um einen Monat älter — mochten etwa vier Lectationen gehalten haben, wozu der ganze Nachmittag bis zum vortreflich bereiteten Thee, den die Tante in's Zimmer brachte, bestimmt war, als Hoffmann den Anfang machte, die trocknen Lehrstunden mit Büchern, die aus dem nahen Schranke des Onkels geholt wurden — namentlich Rousseau's Confessions<sup>1</sup> — zu würzen. Cicero und Xenophon, besonders den ersten, fand Hoffmann nun so unschmackhaft, daß sie kaum mehr aufgeschlagen und einige Perioden daraus gelesen wurden, bald aber ganz vom Tische verschwanden. Statt ihrer füllten Musik, Versuche im Zeichnen und Kritik derselben, Lectüre, Verkleidungen und Knabenspiele, die zum Unterrichte bestimmte ganze Zeit.

Immer phantastischer aber wurden diese Spiele, wenn die Witterung die Benutzung des Gartens erlaubte. Mittergefechte, wozu Mars und Minerva, welche von sandfarb angestrichenem Holze die Mitte des Gartens zierten, ihre Schwerer abzumehmenden, und noch schwerer wieder zu befestigenden, Schilde hergeben mußten, damit der Onkel die bösen Narben, Spuren der Gefechte, nicht merke, nahmen ihre ganze Kraft in Anspruch. Am kühnsten fielen die Tourneire aus — es war die Zeit der Ritterromane — die in vollem Rennen zu Fuß, in der Bahn einer Stachelbeerhecke gehalten wurden. Sie hatten ein Ende, als Hoffmann einmal von der Lanze des Gegners, einer tüchtigen Bohnenstange, umgerannt rücklings zu Boden stürzte. Auch beschloffen die Freunde in dieser Zeit das verwegene Unternehmen, sich in dem Garten des angränzenden Fräuleinstifts einen unterirdischen Gang zu graben, um von diesem aus unentdeckt die schönen Fräulein zu beobachten. Aber der Scharfblick des Onkels Dito, der zur Verdauung viel im Garten arbeitete und luftwandelte, machte dem schon in's Werk gerichteten Plane ein Ende. Hoffmann bildete ihm ein, das gegrabene Loch sey bestimmt, die Wurzeln einer amerikanischen Pflanze aufzunehmen, und der gutmüthige Alte bezahlte zwei Arbeiter, um die Grube auszufüllen, die den Freunden viel Schweiß gekostet hatte.

Der Winter erzeugte wieder neue Spiele. Wiegelebs natürliche Magie<sup>2</sup> gab dazu reichen Stoff. Besonders emsig waren die Freunde zur Zeit, als die aerostatischen Versuche häufiger zu werden anfangen. Die Tante hatte einen taffetnen Luftball, von mehreren Fußsen im Durchmesser, sehr sauber genäht; dieser sollte durchaus in die Lüfte gebracht werden, aber ein paar Tropfen Salzsäure, die während der Füllung zufällig auf den Ball fielen, machten der Sache ein tragisches Ende.

Noch verdient der Erwähnung, daß in dem obern Stocke des Dörffer'schen Hauses, worin die Knaben mit einander ihr Wesen trieben, Werner mit seiner geisteskranken Mutter lebte, den wir mit Hoffmann im

<sup>1</sup> Lebensansichten des Rates Murr.

<sup>2</sup> Selbst während seines Aufenthalts in Hamburg (1808—1815) war ihm dieß noch ein Lieblingsbuch, wovon er einzelne Theile — besonders wenn er krank, oder zu schriftlichen Arbeiten unangefragt war — mehrmals von mir begehrt.

<sup>1</sup> Der Widerwille gegen solche Gespräche ist ihm bis an sein Ende geblieben; man konnte ihn damit bannen.

S. 5.

<sup>2</sup> Vergl. ebendaselbst.

S. 5.

Jahre 1804 in Warschau wieder antreffen werden, wo Hoffmann die Musik zu dem Kreuze der Ostsee setzte. Hier in Königsberg fand wegen Verschiedenheit des Alters — Werner war acht Jahre älter als die Freunde — keine Annäherung zwischen ihnen statt.

Die beiden letzten Jahre seines Aufenthalts auf der Schule waren für Hoffmann die einflussreichsten. Er fand an den Classikern Geschmack, wozu vielleicht der Umstand beitrug, daß der Freund über ein Jahr lang in seiner Nähe saß, und sie jetzt auch hier in den Lectioren, und durch Herzenergießungen, immer enger mit einander verbunden wurden. Hoffmann's Talent erregte nun auch die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, besonders Wannowski's, der ihn über Gegenstände der Kunst oft, wenn gleich scheinbar nur zum Scherz, zu Rathe zog. Die Lebendigkeit der Darstellung in seinen Arbeiten gefiel. Von seinen Mitschülern ward er wenig geliebt, denn sein Witz war ihre Geißel. Mit zweien nur hatte er einen näheren freundlichen Umgang, mit Haber, nachherigem gemeinen Archivar, mit dem er fleißig Violinduo's einübte, und mit Matuszewski, der an Feinheit und Sauberkeit des Pinsels Hoffmann weit übertraf, aber nicht an Correctheit und Kraft. Matuszewski ist nachher in Paris und Italien gewesen, und als braver Künstler geachtet worden. Er soll nicht mehr am Leben seyn<sup>2</sup>. Hoffmann gedenkt seiner im Artushof auf eine freundliche Weise<sup>3</sup>.

In diese Zeit, Hoffmann's sechzehntes oder siebzehntes Jahr, fällt seine erste Liebe, deren Gegenstand ein schönes, blühendes, junges Mädchen war, das die nahe französisch-reformirte Mädchenschule mit ihren Gespielinnen besuchte. Hoffmann mußte sich darauf beschränken, ihr von ferne zu folgen, wenn sie die Schule verließ, ihr, ohne daß es auffallen durfte, zu begegnen, und sie freundlich zu grüßen, sich des Abends in die Nähe ihrer Wohnung zu schleichen, und dort, im düstern Schatten des alten Rathhauses, unter den im erleuchteten Zimmer sich bewegenden Gestalten, die ihrige zu suchen und zu erkennen. Nun malte er keinen weiblichen Kopf mehr, der nicht ihr Bild, und sang kein Lied, das nicht an sie gerichtet aewesen wäre. Der Freund war in der Regel sein treuer Begleiter. So viel diesem bekannt, hat er mit der, an Geist und Körper kerngesunden Jungfrau, die Hoffmann's Bemühungen theils nicht zu bemerken, theils ihrer zu spotten schien, nie ein Wort gewechselt.

Es wäre übrigens der kindischen Lieblichkeit hier gar nicht gedacht worden, wenn sie nicht durch eine charakteristische Aeußerung Hoffmann's merkwürdig wäre, die dem Jüngling und Mann eben so ähnlich gesehen haben würde.

„Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Aeußere interessieren kann,“ sagte er oft mit Heftigkeit zu seinem Freunde, „so wollt' ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre,“ — und er gefiel sich darin, dieß Bild auszumalen, — „damit ich ihr aufstele, und sie mich wenigstens ansehe!“

Die ersten Zeiten in Hoffmann's Universitätsleben bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Da er später Student wurde als Hippel, hörte ihr vertrauliches Zusammensein in der Schule auf. Auch trafen sie sich späterhin in den Vorlesungen nicht wieder an, denn ihr Studienplan war eben so verschieden, wie die Geister der

Dheime, die denselben für beide Freunde entworfen hatten.

Hoffmann betrachtete, in dieser Beziehung ganz dem Sinne seines Vaters gemäß, das Studium der Jurisprudenz nur als das Mittel, bald Brod zu erwerben, und bald aus dem großmütterlichen Hause zu kommen. Mit ganzer Seele gehörte er den Künsten an. Was mit diesen oder mit der Brodwissenschaft nicht in unmittelbarer Berührung stand, das kümmerte ihn nicht. Geradewegs ging er auf sein Ziel los. Ihm blieben daher auch die Kantischen Vorlesungen fremd, von denen er unvorbereitet zugab, daß er sie nicht verstehe, wiewohl die Gütte jener Zeit es forderte, daß jeder eben aus der Schule Entlassene seinen Cursus mit Logik, Metaphysik und Moralphilosophie bei Kant anfangen mußte, wenn gleich in den seltensten Fällen nur mit einigem Erfolg. Die verständlichsten von Kants Vorlesungen, Anthropologie und physische Geographie, wurden am wenigsten besucht.

Hippel nahm eine ganz andere Richtung, trieb auch allerlei Humaniora. Zudem hatte er Umgang mit Leuten, die für Renommisten galten, socht und ritt viel. Diesem allem war Hoffmann besonders entgegen, der Körper galt ihm nur, den Geist in sich zu nähren. Kaum gelang es zwei oder dreimal dem Freunde, ihn auf ein Pferd zu bringen, und noch liegt eine postliche Beschreibung der Noth vor, die er dabei ausgestanden.

Ihr Umgang beschränkte sich daher nur auf die Besuche, die sie sich ungezwungener als in den Schuljahren, fast täglich machten, oder auf gemeinschaftliche Spaziergänge.

Hoffmann besuchte übrigens mit gewissenhafter Pünktlichkeit die Vorlesungen, und konnte für vorzüglich fleißig gelten. Die ganze ihm übrig bleibende Zeit war den Künsten gewidmet.

In den Wintermonaten hatten die Freunde allwöchentlich, auch wohl eine Woche um die andere, Abendzusammenkünfte, in welchen sie sich gegenseitig bei einer Flasche Wein, die gewöhnlich für den ganzen Abend hinreichte, von den vergangenen Tagen Rechenschaft ablegten, und mit einander ergöhten. Meistens ward z. B. die Abrede streng gehalten, in gereimten Versen das Gespräch zu führen. Kein Dritter erhielt Zutritt. Es waren dieß Stunden, deren sich Hoffmann in der Reife seiner Jahre und seines Ruhmes noch mit recht gemüthlicher Freude erinnerte.

Bald aber trat ein Ereigniß in sein Leben, welches auf das tiefste in die Geschichte seines Innern eingreifend, ihn schnell, und über sein Alter hinaus, entwickelte. Es umfaßt die letzte Zeit seiner Universitäts-, und die erste seiner Dienstjahre. Ein reizendes weibliches Wesen, voll Sinn und Gefühl für die Kunst, aber in äußern Verhältnissen, die eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen befestigten, schenkte ihm ihre Reizung, und er gab sich ihr mit der vollen Lebendigkeit frischer Jugend hin. Als ihr Musiklehrer hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, und dabei ihr Herz gewonnen, das er sein nennen und doch nie besitzen durfte; im täglichen Wiedersehen lag das tägliche Scheiden, und in die Fülle des Genusses mischte sich die Gewisheit des sichereren Verlustes.

Er fühlte tief, wie sehr dieß Mißverhältniß an seinen edelsten Kräften zehre, und verdankte er dieser Zeit gleich die vertraute Bekanntschaft mit der Tiefe des menschlichen Herzens, die sich in seinen Schriften wiederfindet, und den feinen Sinn, der weibliche Schönheit von weiblicher Reinheit so richtig zu unterscheiden wußte, und der ihn im Leben sogar dann nicht verließ, als er sich selbst für gefallen erkannte, so brachte doch das Bewußtseyn seiner Lage, wenn er dazu gelangte, eine

<sup>1</sup> Er war am 12. November 1768 geboren. Vergleiche: Lebensabrisß Friedrichs Ludwig Sacharins Werner. Von dem Herausgeber des gegenwärtigen Bandes. Berlin 1823.

<sup>2</sup> Der Herausgeber fand ihn im Jahr 1800 in Wien, und lebte dort mit ihm und Graf Louis Grewen, den Matuszewski begleitete, ichöne Stunden.

<sup>3</sup> Scrymgeour's Briefe.

zerrissenheit in seine Seele, deren Wunden bis an seinen Tod noch kenntlich waren.

Augenscheinlich hatte die genannte Zeit auch die Sehnsucht nach einer höheren Liebe und nach einem Ideale von Freundschaft in ihm geboren. Beides war ihm zu einem Wille geworden, zu dem Höchsten, dessen seine Seele begehrt und bedurfte.

Nicht besser kann diese Stimmung Hoffmann's dargestellt werden, als durch die, diesem ersten Abschnitt beigefügten Briefe an seinen Hippel<sup>1</sup>. Sie enthalten die treue Geschichte seines Herzens und seiner Ausbildung für die Kunst.

In diese Zeit fällt übrigens auch der Anfang seiner schriftstellerischen Übungen.

Es waren treffliche Sachen darunter. Er änderte manches genau nach dem Urtheil des Freundes, dem er, und sonst keinem, alles mittheilte. Von einem, in drei Bänden, ganz vollendeten Roman, Cornaro, erwartete er nicht nur einen Schriftstellernamen, sondern auch ein bedeutendes Honorar<sup>2</sup>. Er hatte das Manuscript einem Buchhändler übergeben, der ihn nicht ohne Hoffnung gelassen. Ein halbes Jahr später erhielt er es, beschmüht, mit den Worten zurück, daß die Anonymität des Verfassers ein Hinderniß des Druckes sey. Sein Verdruß darüber war ohne Grenzen. Dennoch begann er bald wieder an einem neuen Roman zu arbeiten<sup>3</sup>.

Königsberg war in jener Zeit reich an trefflichen Köpfen, wie Kant, Kraus, Hamann, Hippel (der schon genannte Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie), Scheffner. — Es könnte scheinen, als ob diese einen Einfluß auf Hoffmann's Bildung gehabt, doch war dem nicht also. Die Familienverhältnisse, in denen er lebte, mußten ihm jene gefeierten Männer entfremden. Er konnte nicht ihre Bekanntschaft, und keiner von ihnen hatte Veranlassung, die seinige zu suchen. Von Kant war er wahrscheinlich gar nicht, wenig nur von Kraus und von Hippel gekannt; dem letztern war er auf eine fast positive Art nahe gekommen. Hoffmann hatte nämlich mit vieler Mühe zwei Bilder gemalt, deren Gegenstand er aus der französischen Geschichte entlehnt. Er hielt sie für gelungen, und hoffte einen Kenner zu finden, der sie ihm abkaufen sollte. Der geheime Rath von Hippel galt dafür. Ihm beschloß er sie zu zeigen, und hoffte damit noch zwei wichtige Zwecke zu erreichen, Hippel näher bekannt und durch ihn weiter empfohlen zu werden. Die Bilder wurden abgeschickt, und der Ober freundlich zu Hippel beschieden, wo er — einen verbindlichen Dank erhielt; denn Hippel sah das Opfer der beiden unbedeutenden Bilder für die Huldigung eines jungen Künstlers an, und würde es für eine Indiscretion gehalten haben, einen Preis dafür zu bestimmen.

Hoffmann aber verdroß dieses Ende der heimlich eingeleiteten Sache, — er hatte die Bilder durch den Bedienten seines Großonkels überfannt, — nicht wenig<sup>4</sup>, die ihm übrigens manchen Spott des Freundes, der die Eigenheiten seines Oheims sehr wohl kannte, zuzog. Uebrigens sah dieser das Verhältniß Hoffmann's zu dem Neffen, so peinlich er sonst über des letztern Umgang machte, nicht ungern; Beweis genug, daß er Hoffmann erkannte und richtig zu würdigen verstand.

Scheffner, lieblich kurzichtig, hat Hoffmann wohl

nie gesehen. Diesem Fernsehenden dagegen war die lange, hagere, graue Gestalt, — Scheffner ging nie anders als grau gekleidet — mit den Satzrügen, ein Gegenstand mancher beißenden Bemerkung. Mittelbar aber mußte schon die Nähe so geistreicher Köpfe auf andere ähnliche Köpfe wirken. Der Knabe und der Jüngling erfuhr von ihrer Beschäftigung, ihrem Thun und Treiben, und fand darin lebendige Anregung. So war Hoffmann mit seinem Freunde lange vorher, ehe Hippel's Tod den Schleier der Anonymität löstete, über den Verfasser der Lebensläufe etc. einig. Auch war es kein geringer Fund für sie, als Hoffmann's Freund zufällig mit einem, aus Scheffners Händen kommenden Buche, das corrigirte Manuscript eines einzelnen Gedichtes aus den Gedichten nach dem Leben — in der ersten Ausgabe Gedichte im Geschmacke Grecourts — erhalten, und so die Autorschaft Scheffners zur Gewissheit gebracht hatte, da das ganze seine Handschrift war. Ein Genuß, der dadurch verdoppelt wurde, daß ein strenger Sittenrichter, wie Scheffner dem Freunde immer nur bekannt geworden war, nun als Autor eines Buches wie dieses erschien. Nur solcher Funken bedurfte es, um in Köpfen, wie Hoffmann's, zu zünden.

Was seine äußern Verhältnisse betrifft, ist zunächst seiner ersten Prüfung, als Auscultator bei der damaligen Regierung (dem jetzigen Oberlandesgerichte) zu Königsberg, zu erwähnen, die er am 22. Juli 1795 bestand. Fast lächerlich war die Furcht vor und nach derselben. Besonders quälte ihn das lange Ausbleiben seiner Bestätigung<sup>1</sup>. Weiterhin, als er andere Arbeiten mit den seinigen zu vergleichen lernte, faßte er mehr Vertrauen zu sich selbst.

Bei der großen Menge junger Männer, die mit ihm den Dienst lernten, war es in Königsberg nicht möglich, ihn so zu beschäftigen, wie er es in seiner Unruhe und seinem Drange nach Thätigkeit wünschte. Durch die Aeußerung darüber, mehr aber noch durch die Erkenntniß bewogen, daß er dem Verhältnisse in Königsberg, welches sein Herz ewig erregte und lähmte, entrisen werden müsse, richtete der Freund, der mittlerweile auch an einen andern Ort gezogen war, die dringende Bitte an ihn, ihm zu folgen, und an seiner Seite die Dienstlaufbahn zu vollenden.

Hoffmann ergriff den Gedanken, berieth ihn mit den Seinigen, und seine Entfernung ward beschlossen. Ein schwerer Kampf in seinem Innern war vorausgegangen. Die Arme der Liebe wollten ihn nicht lassen. Er selbst schwankte, und verlangte, der Freund, der unabweislich unabhängig geworden, solle zu ihm zurückkehren. Dieser, dessen Geschick es anders wollte, setzte der Heftigkeit der aufgeregtesten Leidenschaft Beharrlichkeit und Ruhe entgegen, die jener aber als Kälte aufnahm und mit Borwürfen lohnte.

Endlich im Juni 1796 riß sich Hoffmann männlich von allen Ketten los, und ging nicht zu dem Freunde, sondern nach Glogau, um bei der dortigen Oberamtsregierung, wo sein zweiter Oheim, der Bruder des Justizraths, als Rath stand, seine Laufbahn fortzusetzen.

<sup>1</sup> Mühe mich lächerlich gemacht habe, und dieser Gedanke ist für mich sehr sehr erträulich.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> S. 10ter Brief. Er wurde erst am 29. September 1795 versöhnet.

<sup>1</sup> Dieser hatte damals Königsberg verlassen.

<sup>2</sup> Zweiter Brief.

<sup>3</sup> Der Geheimnißvolle. 11ter und 18ter Brief.

<sup>4</sup> In einem noch unentworfenen Bilde an den Freund, erzählt er diesem die Geschichte und schließt mit den Worten: „Das Resultat der ganzen Begegnung ist nun nichts weiter, als daß ich mit großem Aufwand von Zeit und

## Zweiter Abschnitt.

Glogau 1796 — 1798.

Der ein und zwanzigste Brief am Ende des Bandes, enthält die Erzählung dessen, was Hoffmann auf der Reise von Königsberg nach Glogau begegnete. Die Schilderung seiner Aufnahme in der Familie des Knopfmachers zu Marienwerber zeigt schon in dem zwanzigjährigen Jünglinge das herrliche Talent der lebendigen Darstellung, welches den nachmaligen Schriftsteller in so hohem Maße auszeichnete, das „geschaut haben des Dichters,“ worauf er, als auf die einzige Grundlage, auf welcher sich ein ächtes Kunstwerk erheben könne, drang<sup>1</sup>. Im Hause des Onkels, eines höchst achtungswerthen Geschäftsmannes, fand er, nächst der Tante, zwei Cousinen und einen Vetter, mit welchem er zusammenwohnte. In einem Brief an Hippel, der sich nicht zur öffentlichen Mittheilung eignet, nennt er die Tante eine vortreffliche Frau, die Cousinen — deren eine Braut war — sehr gebildete Mädchen, und den Vetter einen äußerst natürlichen, jovialen Jungen<sup>2</sup>. — Alle diese Verwandte nahmen ihn mit großer Liebe auf, und dennoch scheint ihm in Glogau nicht wohl geworden zu seyn, wie er denn in einem seiner letzten Briefe von dort<sup>3</sup> es ein „Nest“ nennt, dessen Einsamkeit allein ihm vielleicht hin und her heilsam gewesen seyn könne. Ein ununterbrochenes Andenken an die in Königsberg äußerlich zerrissenen Verhältnisse verfolgte ihn quälend, und im scheinbaren Widerspruch hiemit, knüpften sich hier gerade die Fäden zu der Verbindung mit seiner nachmaligen Gattin an<sup>4</sup>. Auch ein Wiedersehen der früher Geliebten, bei einer Reise mit dem Onkel nach Königsberg im Frühling des Jahres 1797, fand statt, nach welchem die durch die Trennung eines Jahres kaum gedämpfte Leidenschaft mit dem alten Feuer erwachte<sup>5</sup>, und bei Hoffmann der Vorsatz entstand, mit Beseitigung aller Hindernisse eine Verbindung zu suchen, in welcher nach dem Urtheil seines bewährtesten Freundes beide Theile das gehoffte Glück schwerlich würden gefunden haben. Auf dieser Reise, und zwar auf dem Hinwege, traf er auch mit jenen Freunde, seinem Hippel, wieder zusammen, jedoch nur auf Minuten, weil eine hypochondrische, ihm sonst gar nicht eigenthümliche Furchtsamkeit sich seiner in solchem Maße bemächtigt hatte, daß Hippel, den er aus dem erleuchteten Landhause einer besreumdeten Familie, wo er sich eben befand, hinausrufen ließ, ihn nicht bewegen konnte, einzutreten, oder gar einige Tage zu verweilen, und den Onkel, der auf der Landstraße wartete, allein reisen zu lassen, was dieser gern gethan haben würde<sup>6</sup>. Auf der Rückreise sahen sich die Freunde, durch Hoffmanns Schuld, der jede Benachrichtigung unterlassen hatte, gar nicht.

Bei seiner Wiederkehr nach Glogau fand er alles, wie er es verlassen hatte; er klagt von neuem über tödtende Langeweile<sup>7</sup> u. s. w., nichts desto weniger ist der Einfluß unverkennbar, den die Verhältnisse, in welchen

er in dieser Zeit lebte, auf die Entwicklung seines Innern in jeder Beziehung hatten.

In dem Hause des Onkels waren die Künste heimisch, — die Tante glänzte als eine Sängerin des ersten Ranges — dieß förderte ihn in seinen Lieblingsfächern — Fleiß in seinen Berufsarbeiten brachte ihn in seiner Laufbahn so weit, daß er im Juni 1798 sein zweites, das Referendariatsexamen in Glogau machen konnte; vor allem aber zeigen manche Aeußerungen aus dieser Zeit in seinen Briefen, daß er, mehr geneigt zur Einkehr in sich als früher, die tiefsten Blicke in sein Herz that, und seine Aussprüche über sich selbst behaupten ihre volle Wahrheit, wenn man sie auch auf spätere Perioden seines Lebens anwendet<sup>8</sup>.

Auch an anregenden Erscheinungen fehlte es damals nicht. Molinari, ein geistreicher Maler, jetzt in Berlin, die Gräfin Lichtenau, Holtein, der dramatische Dichter und Künstler Julius von Voß<sup>9</sup>, der bekannte Schriftsteller in Berlin, diesen er in seinen Briefen nicht, wohl aber mündlich oft in diesem Zusammenhange erwähnt hat, gaben seinem Geiste durch ihren Umgang vielfache Beschäftigung. Das angenehmste Ereigniß und das entscheidendste für seine Ausbildung war aber eine Reise, die er, in Begleitung eines Freundes vom Hause seines Onkels, im Sommer 1798 durch einen Theil des schlesischen Gebirges, und von dort aus allein, nach Dresden unternahm<sup>10</sup>, und es ist sehr zu bedauern, daß die von Dresden aus an eine seiner Cousinen geschriebenen Briefe, die zu seinen interessantesten Jugenterzeugnissen gehört haben sollen, nicht erhalten worden sind.

Uebrigens hat er seinen Reisegefährten, Oberamtsregierungsrath S., so wie ein merkwürdiges Glück, welches ihm auf dieser Reise im Spiel begegnet ist, in einem seiner Werke selbst so lebendig geschildert, daß diese Darstellung hier füglich einzuschalten ist<sup>11</sup>.

„Ihr wißt,“ begann Theodor, „daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. (Glogau) bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieses Onkels fand, der Ungleichheit unserer Jahre unerachtet, großes Wohlgefallen an mir, und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine stets frohe, oft bis zum Muthwillen steigende Laune besaß. Der Mann war in der That eine der sonderbarsten Personen, die mir jemals aufgestoßen sind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürrisch, verbiesslich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchsten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines französischen Ausdrucks zu bedienen, — der Mann war durchaus amüsable, ohne im mindesten amüsant zu

1 S. W. 26ter Brief, über seine Festigkeit; 27ter, über die Veränderung seines Tobs, wie er sich ausdrückt; 31ter, über seine Belegeltheit. In einem andern nicht mittelbaren, sagt er mit schöner Offenheit, ein früher gefälltes hartes Urtheil gegen seinen Freund widerrufen: „es ist alles nicht wahr, und bloß nur ungeheuren Credit wegen habe ich mich belogen.“

2 Das von Hoffmann gezeichnete Bildniß desselben entstand auf folgende Veranlassung. Wie bekannt, wurden viele Abende während Hoffmanns Aufenthalt in Wambreg zwischen ihm und mir mit Lectüre der verschiedensten Gattung zugebracht. In Julius von Voß gesammelten Kalligraphien befindet sich ein Stück unter dem Titel: „La Re traite pour les Danes“, das ebenfalls eines Abends nach des Freundes Wunsch von mir vorgelesen wurde. Es im höchsten Grade erschien nun auch diese Farcen von uns beunden ward, so konnten wir doch den darin freudelnden Witz nicht anders als durch beiderseitiges schallendes Gelächter begleiten, das sich fort und fort erhöhte, je mehr ich mich bemühte, rhetorisch und mimisch das Gegebene zu verstanden, Hoffmann, der die merkwürdigen Voß'schen Produkte kannte, ich dahingegen die wenigsten, verischerte, daß diese Re traite offenbar das Gemachte sey, was dieser Schriftsteller geschrieben. — Auf mein Vorlesen über seine Persönlichkeit, entwarf Hoffmann in wenigen Minuten mit einer Bleistiftzeichnung, die der Maler H. Hoffmann treu wiedergegeben, mit der Unterschrift: „Mithrasähnliches Bild von Julius Voß.“

3 35ter und 36ter Brief.

4 Erosionsbeide.

1 Erosionsbeide, und die Einleitung zu dem Dialog des Vettres Eckener.

2 Diese hatte ein Talent für das Komische, wie wenige Menschen, und war gewiß ganz dazu geeignet, Hoffmann zu erheitern, da seine Komik an das Gevür des ächten Humors stieß. So zeigte er, z. B. von einem Menschen, den er zum erstenmale sah, wie er sich gebenden würde, wenn er Regel schied, und es war schwer, das a priori dargestellte Bild zu verkennen.

3 35ter Brief.

4 26ter, 32ter und 33ter Brief.

5 29ter Brief.

6 26ter Brief.

7 30ter Brief.

seyn. — Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die sich vorzüglich in seiner nach den Bedingungen der letzten Mode sorglich gewählten Kleidung ausdrückte, beinahe bis zum Lächerlichen; und eben diese Lächerlichkeit traf ihn, wenn man sah, wie er im Schweiß seines Angesichts jedem Genuß nachjagte, und mit komischer Eier so viel davon auf einmal einzuschnappen strebte, als nur möglich. Zu lebhaft gehen mir in diesem Augenblick zwei drollige Züge dieser Eitelkeit, dieser Genußgier auf, als daß ich sie euch nicht mittheilen sollte. — Denkt euch, daß mein Mann, als er während seines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Gesellschaft, in der sich freilich auch Damen befanden, aufgefordert wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die nahe liegenden Wasserfälle zu schauen, sich in einen noch gar nicht getragenen seidnen Rock warf mit schönen blinzelnden Stahlnöpfen, daß er weißseidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlschnallen, und die schönsten Ringe an die Finger steckte. In dem dicksten Tannenwald, der zu passieren wurde die Gesellschaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen strömte herab, die Waldbäche schwellen an und brauerten in die Wege hinein, und ihr möget euch wohl vorstellen, in welchem Zustand mein armer Freund während weniger Augenblicke gerathen war.

Es begab sich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Thurm der Dominikanerkirche zu Glogau einschlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuerfäule, die sich erhob in den schwarzen Himmel, und alles rings umher magisch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau, erst von einem gewissen Hügel vor der Stadt angeschaut, die gehörige malerische Wirkung thun müsse. Alsbald kleidete er sich so schnell an, als es bei der nie zu verläugnenden Sorglichkeit geschehen konnte, vergaß nicht eine Tüte Makronen und ein Fläschchen Wein in die Tasche zu stecken, nahm einen schönen Blumenstrauß in die Hand, einen leichten Feldstuhl aber unter den Arm, und wanderte getrost heraus vor das Thor auf den Hügel. Da setzte er sich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makronchen naschte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemüthlichkeit das malerische Schauspiel.

Dieser Mann, wie ich ihn eben geschildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reise nach einem Badeort zu begleiten, und, unerachtet ich wohl ein sah, daß ich seinen Besänftiger, Aufsteiger, Maitre de plaisir, spielen sollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reise durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Kosten. An dem Badeort fand damals ein sehr bedeutendes Spiel statt, da die Bank mehrere tausend Friedrichs' oder betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäuete Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher den Spieltisch, griff in die Tasche, hielt einen Friedrichs' oder zwischen den Fingern, steckte ihn wieder ein; genug, ihn gelüftet es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er sich ein Sümmlen erpönt<sup>1</sup> von dem aufgeschütteten Reichthum, und doch mißtraute er seinem Glückstern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwischen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontiren und mir zu dem Behuf fünf bis sechs Stück Friedrichs' oder in die Hand steckte. Erst dann, als er mich versichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, sondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verstand ich mich zum Pontiren. Was ich gar nicht gedacht, das geschah. Mir, dem ungeübten, unerfahrenen Spieler, war das Glück günstig; ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa

dreißig Stück Friedrichs' oder, die er sehr vergnügt einsteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich selbst versuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen zu spielen, vielmehr stand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit seiner Bitte. Erst als ich erklärte, heute für mich selbst zu pontiren, trat ich auch entschlossen an die Bank und holte aus der engen Tasche meines Gilets die beiden einzigen Friedrichs' oder hervor, die ich besaß. War mir das Glück gestern günstig, so schien es heute, als sey ein mächtiger Geist mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontiren, biegen wie ich wollte, kein Blatt schlug mir um, kurz — mir geschah ganz dasselbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzählte. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuströmte, war es mir, als läge ich im Traum, und würde nun gleich, indem ich das Gold einzustecken gewöhnt, erwachen.

Mit dem Schlage 2 Uhr wurde, wie gewöhnlich, das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter, und sprach, mich mit ernstem strengem Blick durchbohrend: „Junger Mann! verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank geprenzt. Aber wenn Sie das verstehen werden, wird sie auch wohl der Teufel holen wie alle Uebrigen.“ Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war schon heraufgedämmt, als ich auf mein Zimmer kam, und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf den Tisch. — Denkt euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taschengeld beschränkt ist, das er zu seinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, sich in dem Besiz einer Summe befindet, die bedeutend genug ist, um wenigstens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anschaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer seltsamen Angst erfaßt, die mir kalten Todesschweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erst auf in der entsezlichsten Bedeutung. Mir war es, als sey das Gold, das auf dem Tische blinzte, das Handgeld, womit die finstere Macht meine Seele erkaufte, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüthe schien mir angetaucht von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Trostlosigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenster, ich schaute mit inbrünstiger Sehnsucht der Sonne entgegen, vor der die finstern Geister der Nächte fliehen mußten. So wie nun Sturm und Wald ausleuchteten in den goldenen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beseligende Gefühl der Kraft, jeder Verlockung zu widerstehen, und mein Leben zu bewahren vor jedem dämonischen Treiben, in dem es, sey es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir selbst auf das Heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe das Gelübde streng gehalten<sup>1</sup>. — Der erste Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinnst machte, bestand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu seinem nicht geringen Erstaunen trennte, und jene Reise nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch schon oft erzähle<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> So, nicht pontiren, wie es gewöhnlich geschieht, wollte Hoffmann immer das Wort geschrieben wissen.

<sup>1</sup> Diefelbst im vollsten Sinne des Wortes zu verstehen, Hoffmann hat nie wieder gespielt.

<sup>2</sup> Alles in dieser Erzählung ist wahr, bis auf die Ausdehnung der Reise,



Im Sommer 1798 ward Hoffmanns Glogauischer Ratel geheimer Obertribunalrath in Berlin, und jener folgte ihm dorthin, indem er, bisher Referendarius bei der Oberamts-Regierung zu Glogau, in gleicher Qualität unterm 4. August 1798 an das Kammergericht, das in Berlin seinen Sitz hat, versetzt wurde.

### Dritter Abschnitt.

Berlin 1798—1800.

Noch ganz erfüllt von den Eindrücken, die er, auf der Reise in das schlesische Gebirge und nach Dresden, erhalten hatte, kam Hoffmann in Berlin an. Seine häuslichen Verhältnisse waren die nämlichen geblieben, wie in Glogau, und er betrachtete sie mit den günstigsten Augen, wie er denn seinen Hippel einludt, zu ihm zu kommen, er werde sich gewiß in dem Familienkreise gefallen<sup>1</sup>. Eben so vorthellhaft wirkte der Ort Berlin auf seine Ausbildung in jeglicher Beziehung. Die Bekanntschaft mit den Werken ausgezeichneter Künstler brachte ihn zu der Überzeugung, wie wenig er in der Malerei selbst noch leiste; er faßte den Entschluß, die Farben wegzunehmen, und wieder Studien zu zeichnen, wie ein Anfänger<sup>2</sup>. Auch sein äußeres Verhältniß gestaltete sich auf das angenehmste. Das Kammergericht, bei welchem er angestellt war, erfreute sich in dieser Zeit der höchsten Blüthe. Dessen erster Präsident, Freiherr von Schleinig, ein Mann von einer gewissen Genialität und seltener Gutmüthigkeit, war Hoffmanns Freunde, Hippel, durch die nächsten Bande verwandt, und nahm darum auch Interesse an diesem; dem zweiten Präsidenten von Kirchheim aber, dem nachmaligen, jetzt verstorbenen Chef der Justiz, der, in seiner damaligen Stellung, sich die Bildung der jüngern Arbeiter bei dem Kammergerichte zum Hauptgeschäft gemacht hatte, vermöge seiner wahrhaft grandiosen, und zugleich unwiderstehlich lebenswürdigen Persönlichkeit, empfängliche Gemüther wie mit einem magischen Rege an sich zog, und, durch diese Art zu wirken, einen unberechenbaren Nutzen für den preussischen Justizdienst gestiftet hat, konnte ein Kopf, wie Hoffmann, nicht entgehen<sup>3</sup>. Alles dieß wirkte so anregend auf ihn, daß er sich seinen Probearbeiten zu der letzten (ritten) Prüfung, dem sogenannten Examine rigoroso, wodurch man sich in Preußen zu den höhern und höchsten Richterstellen qualifiziren muß, mit solchem Eifer unterzog<sup>4</sup>, daß die Prüfungskommission in dem, unterm 27. März 1800 über ihn erstatteten Bericht sich dahin aussprach, daß er vorzüglich wohl verdiene, als Rath in einem Landesjustizkollegio (die obersten Richterkollegien in den Provinzen) angestellt zu werden.

Die Beförderung zum Assessor eines solchen Collegii für einige Jahre geht verfassungsmäßig der zum Rath voraus; und da in jener Zeit junge, talentvolle und rüftige Arbeiter vorzugsweise nach den polnischen Pro-

über Dresden hinaus, nach Prag und Wien, an welchen Orten Hoffmann nie war.

1 36ter Brief.

2 37ter Brief.

3 36ter Brief.

4 36ter Brief. Auch wird dieß durch ein Zeugniß des Oeten von Kirchheim, vom 12. Februar 1800, das sich in Hoffmanns Papierten befindet, bestätigt.

5 Er war in dieser Periode so überaus thätig in jeder Beziehung, und führte ein so eingesprorenes Leben, daß der Ratel ihn oft warnte, dieß lauge nicht für einen jungen Mann; er solle sich hüten, daß die Luft der Welt nicht thätig Rahe an ihm nehmen, und sich seiner um so mehr bemessen möge.

vinzen, dem sogenannten Südpreußen, gesandt wurden, wo es übermäßig viel zu arbeiten gab, so traf auch Hoffmann das Loos, unterm 27. März 1800 zum Beisitzer der Regierung zu Posen mit uneingeschränkter Stimme ernannt zu werden. Vor seinem Abgange aber hatte er noch die große Freude, seinen Hippel, der um der eigenen Prüfung willen nach Berlin gekommen war, dort zu sehen, und zwei glückliche Monate mit ihm zu verleben, die mit einem muntern Ausfluge über Potsdam, Dessau, Leipzig und Dresden endeten, wobei Hoffmann, schon früher mit diesen Gegenden bekannt, den Cicero machte. Auf dieser kleinen wurde der Plan zu der großen Reise, schon in der frühesten Jugend von beiden gefaßt, wieder hervorgerufen, und vielfach besprochen und ausgemalt; für dießmal aber fand sie ihr Ziel in Posen, wohin Hippel Hoffmann noch geleitete.

### Vierter Abschnitt.

Posen 1800—1802.

Die Anstellung bei einem Collegio in den ehemaligen polnischen Provinzen<sup>1</sup> war für jeden jungen Mann von nicht ganz festen Grundfäßen eine ungeheure Klippe. Man arbeitete dort viel, verdiente aber auch viel, durch nicht eigentlich gerichtliche Geschäfte, die bei den Gerichten in den ältern Provinzen entweder nicht vorfielen, oder wofür man nicht besonders remunerirt wurde; und weil man wenig Zeit hatte, dem Vergnügen zu widmen, und gar keine Gelegenheit zu seinen Genüssen, so suchte man so rasch als möglich zu leben, und verzehrte es an den Freuden, die man sich für das erworbene zu schaffen im Stande war, ängstlich zu mäkeln. Dazu kam die Landesart, das Trinkenmüssen, überall wo man den Fuß hinsetzte, und zwar das Trinken des stärksten Weines, des Ungars, den kein Pole entbehren kann, und den die in seinem Lande lebenden Deutschen sich nur zu leicht angewöhnten, die freie Sitte, und zugleich die Anmuth der polnischen Frauen u. s. w. Mancher Jüngling von minderer Empfänglichkeit für solche Lockungen, als Hoffmann, hat nicht widerstehen können; wie wäre es ihm zu verargen, daß er sich in diesem Strudel nicht eben zu erhalten vermochte, und, wie er es selbst unumwunden ausspricht, lieberlich, und zwar in dem Maße wurde, Ausschweifungen aus Grundfaß zu bezogen<sup>2</sup>. Am meisten mag aber zu seinem Falle der schneidende Kontrast beigetragen haben, in dem das Posensche Leben mit seinem frühern stand. Von seiner zarten Jugend, an den nächsten Verkehr mit besseren Naturen, die, wenn nicht selbst schaffend in den Künsten, doch den Sinn dafür hatten, gewöhnt, sah er sich jetzt von manchen Alters- und Geschäftsgenossen umgeben, denen, ohne Abnung von etwas Höherem, die Poesie des Lebens in einer Gattung von Ungebundenheit bestand, die eben so gut eine Philisterei nur von anderer Farbe ist, als diejenige, in welche man solche Subjekte unausbleiblich versinken sieht, wenn sie erst Weib und Kind, und die davon unzertrennliche Sorge haben. Wenigstens wußte Hoffmann von keinem derjenigen, die seinen Hauptumgang in dieser Zeit bildeten, mit dem er innere Berührungspunkte gefunden hätte, zu erzählen, als von

1 Mit Ausnahme von Warschau, von dem alles nachfolgende wegen Entbehrung oder Gränze nur bedingt gilt.

2 39ter Brief. Dessen ungeachtet vernachlässigte er auch in dieser Periode seines Lebens die schönen Künste nicht. Er componirte in Posen Göthe's Scherz, Lust und Rahe, und brachte es mit großem Erfolge auf die Bühne.

dem Regierungsrath Schwarz, hiesigem Land- und Stadtgerichtsdirektor zu Halle, einem Veteran aus der Schule, die sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Halberstadt gebildet hatte, Verfasser des Gedichtes *Abdim*, eines sehr witzigen Buches: *Grundsätze einer unvernünftigen Polizei* u. s. w.<sup>1</sup>

Ein Gefühl geistiger Superiorität, wie es durch eine solche Umgebung leicht erklärlich ist, verbunden mit einer in vielfacher Beziehung aufregenden Lebensart, konnte nur zum Uebermuth führen, und dieser wurde die Quelle eines Unternehmens, welches Hoffmann damals viel hittere Stunden bereitete, und seine baldige Verlegung von Posen, an einen noch viel unwohnlicheren Ort, zur Folge hatte.<sup>2</sup>

Vereitet nämlich durch sein großes Talent, Aehnlichkeiten caricaturmäßig aufzufassen, hatte er sich Monate lang damit beschäftigt, in Farben sauber ausgeführte Blätter zu entwerfen, welche die handgreiflichsten und beißendsten Anspielungen auf in Posen allgemein bekannte Verhältnisse enthielten, und deren überaus witzige Unterschriften so wenig, als das Treffende in der Zeichnung, einen Zweifel über die dargestellten Personen ließen. Kein Stand, keine Stellung zum Publikum, oder zu ihm selbst, war hierbei von ihm verschont worden. Einer seiner Freunde, — sein nachmaliger Schwager, C. R. S. — hatte es übernommen, die Caricaturen zu verbreiten, und bewirkte dies auf eine höchst geschickte Weise. Er erschien nämlich auf einem Maskenballe als italienischer Bildhauer, und theilte, nach seiner Polakkenntniß, aus einer großen Wibermappe, jedem ein Blatt zu, auf welchem ein anderer vorgestellt war, von welchem es sich voraussetzen ließ, daß es ihn freuen würde, jenen lächerlich gemacht zu sehen. Darum, im ersten Augenblicke, — allgemeiner Jubel im Saale über den herrlichen Spaß. Aber nur zu bald fand sich jeder der Lacher in den Händen eines dritten wieder! Nun verwandelte sich die Freude in Unmuth, der sich zuerst gegen den Colporteur Luft machen wollte. Dieser war aber mittlerweile aus dem Saale spurlos verschwunden, um sich in einer andern Verkleidung wieder einzufinden, und an dem großen Lärm Theil zu nehmen. Man konnte nicht lange über dem Zeichner der Caricaturen in Zweifel seyn. Nur ein Mensch in Posen wußte so zu treffen, und dieser eine war Hoffmann. Ein Mann von hohem Stande, schwer gekränkt durch mehrere ihn betreffende Blätter, soll noch in der nämlichen Nacht eine Estafette mit dem Bericht über den Vorfall nach Berlin gesandt haben; gewiß ist wenigstens, daß der Erfolg der unbesonnenen Handlung nicht ausblieb. Hoffmanns Patent, als Rath bei der Regierung zu Posen, dem Collegio, bei welchem er als Assessor stand, lag eben zur Unterschrift vor; es war die Gelegenheit da, es mit dem eines nach Plozk als Rath bestimmten Assessors zu verwechseln, diese wurde bereitwillig ergriffen, und „wie Kogebue sein merkwürdigstes Jahr mit einer Befreiung, so habe ich meines mit einer Verbannung beschloffen.“ — schreibt Hoffmann in seinem ersten Briefe aus Plozk an Hippel.<sup>3</sup>

Seine Verlegung dorthin erfolgte im Frühjahr 1802. Vorher aber, im Spätherbst 1801, hatte er von Posen aus noch eine Reise nach Königsberg gemacht, und Hippel, von seiner Rückreise benachrichtigt, eine Zu-

sammenkunft mit ihm in Elbing und Danzig veranstaltet. Am letzteren Orte verweilten die Freunde zwei Tage mit einander, und die eigenthümliche innere Würde von Danzig, so wie seine herrliche Umgebung, machten einen tiefen Eindruck auf Hoffmanns Gemüth.<sup>4</sup> Doch erkannte Hippel in ihm nicht völlig mehr den Alten. Eine ungewöhnliche Lustigkeit, die fast in Possenreißerei ausartete, und ein Wohlgefallen am Obscönen, ließ eine Hinnäherung zur Gemeinheit durchblicken, und machte den Freund um so besorgter für ihn, als er wußte, daß die süßliche Festigkeit seines Temperaments ihn immer zu Extremen hinriß. In dem früher schon angeführten ersten Briefe aus Plozk räumt Hoffmann seinen Fall auch selbst, mit der überall ihn ehrenden Offenheit, ein.

Desto unerwarteter war es seiner Familie, daß er noch in Posen sich mit einer Polin, die er in einem unten mitzuthilenden Briefe<sup>5</sup> schildert, verheirathete.

Sein Onkel, der aus dem ersten Abschnitte bekannte Justizrath, Hagestolz bis an sein Ende, machte ihm dagegen die eindringlichsten Vorstellungen, aber ohne Erfolg. Die junge Gattin begleitete Hoffmann nach Plozk.

### Fünfter Abschnitt.

Plozk 1802 — 1804.

Die zwei Jahre, welche Hoffmann als Rath bei der Regierung zu Plozk, — einem traurigen Orte in einer damals Neupreußen genannten entfernten Provinz, — verlebte, betrachtete er, während ihrer Dauer, als unerträglich<sup>6</sup>, und dennoch läßt es sich nicht läugnen, daß diese Zeit zu seiner inneren Ausbildung viel beigetragen hat. Er arbeitete treu in seinem Beruf, so daß der sehr strenge Präsident ihm das Zeugniß eines vorzüglich thätigen Mitgliedes des Collegiums gab, und führte mehr als irgendwo in späterer Zeit ein häusliches, nach den Dienststunden, den Künsten gewidmetes Leben; schon damals bewährend, was Rochlich in einem geistreichen Aufsatze über ihn mit seinem Sinn bemerkte: „daß er zu den nicht wenigen Menschen gehört habe, die Unglück viel besser vertragen können, als Glück.“ In diesem Abschnitte seines Lebens sing er auch zuerst an, ein Tagebuch zu halten<sup>7</sup>, was er nach vielen Jahren in Bamberg, wo seine Lage in anderer Beziehung drückend war, eben so in Dresden und Leipzig und in Berlin bis zum Jahre 1815 fortsetzte; wo bei günstigeren äußeren Verhältnissen ihn der Strudel des wüsten Lebens ergriff, und er die Lust und den Muth verloren zu haben scheint, sich schriftlich Rechenschaft von seinem Thun und Treiben zu geben.

Hier in Plozk war es auch, wo er zuerst die Freude hatte, eine kleine schriftstellerische Arbeit gedruckt zu sehen, in welcher er mit einer nicht ganz mißlungenen Ironie das Uebersehen eines Umstandes, den er für wichtig hielt, bei der Einführung des griechischen Chores auf die deutsche Bühne rügt. Ferner schrieb er, auf Ver-

<sup>1</sup> Die Spur davon findet man in dem oben bereits angeführten *Artushof*.

<sup>2</sup> 40ter Brief. — S. auch den 26ten Brief.

<sup>3</sup> „Ich müßte verzweifeln,“ sagt er in dem 30ten Briefe — „wenn nicht ein sehr liebes, liebes Weib mir alle Bitterkeiten, die man mich hier bis auf die Reize austreten läßt, verüßte und meinen Geist starkte, daß er die Entnennung des Segenswort tragen, und noch Kräfte für die Zukunft behalten kann.“

<sup>4</sup> Allgem. musik. Zeit. 1822, Nr. 41, vom 9. October.

<sup>5</sup> Fragmente aus denselben, die für Hoffmanns Individualität bezeichnend, und daher dem Herausgeber für seinen Zweck nicht unwichtig erschienen, finden sich in den hinterlassenen Schriften.

<sup>1</sup> In einem, sonst nicht interessanten, und darum nicht mitgetheilten, Briefe an Hippel, erwähnt Hoffmann, außer den angenehmen Stunden, die ihm der Umgang dieses Mannes verschaffte, auch noch der Pflege, die er von seiner geliebten Frau in einer Reinheit, von der er in dieser Zeit erfahren wurde, einer Lebensverbesserung, erfuhr.

<sup>2</sup> Hoffmann deutet später darauf hin, daß man sich seiner nur zum Vergnügen einer ausgeführten Mode bedient habe. 40ter Brief.

<sup>3</sup> 39ter Brief.

anlassung eines damals von Kogebue, mit Zugiehung von Jffland, ausgelegten Preises von hundert Friedrichsd'or für das beste Lustspiel, ein solches unter dem Titel: „der Preis,“ worin er diesen selbst zum Gegenstande machte; ein Versuch, der zwar nicht den Preis, aber vor denen aller übrigen Mitbewerber das ausgezeichnetste Lob erhielt. Nächste dem finden sich, aus dieser Periode, in einem: „Miscellaneen, die literarische und künstlerische Laufbahn betreffend. Angefangen im Eril, im August 1803,“ überschriebenen Buche, Anfänge eines komischen Singspiels, in zwei Aufzügen, der Negat, von höchst origineller Laune<sup>3</sup>, und eines Singspiels Kaufsine, in einem Aufzuge, worin Haffe, Leonardo Leo, und Kaufsine, — bekanntlich ward Kaufsine Bordonipater-Haffe's Gattin, — auftreten; viele Uebersetzungen italienischer Canzonetten; Grundzüge zu einem Aufsatze über Sonaten<sup>3</sup>, u. s. w. An Compositionen lieferte Hoffmann in dieser Zeit, nächst mehreren Messen und Vespere für Klöster, unter dem Titel: Fantasie, ein von der gewöhnlichen Sonatengattung abweichendes, nach den Regeln des doppelten Contrapunktes gearbeitetes, Clavierstück von größerem Umfange, mehrere Sonaten, worunter eine aus Aedur, u. s. w. — Aber auch in der bildenden Kunst war er nicht müßig. Er portraitierte Freunde, machte Carikaturen auf Feinde<sup>4</sup>; vor allem aber unternahm er hier ein mit eben so viel Beharrlichkeit als Glück ausgeführtes Werk, von dem noch einzelne Blätter vorliegen, die durch die ungemaine Sauberkeit ihrer Ausführung die höchste Bewunderung erregen; nämlich die genaueste Nachzeichnung mit der Feder aller damals bekannt gewordenen etruskischen Vasengemälde aus der Hamiltonschen Sammlung.

Zu so vielfältiger Anstrengung gab ihm die, häufig in seinem Tagebuche ausgesprochene, Hoffnung, doch noch in eine Lage zu kommen, in welcher er ganz den Künsten werde leben, und mit seinem Hoppel eine Reise nach Italien, der Schweiz und Frankreich machen können, Kraft, und er fing zuletzt schon an, es sich in Plozß gefallen zu lassen<sup>5</sup>, als, — zu Anfang des Jahres 1804, — es durch Vermittelung seiner Freunde in Berlin gelang, seine Versetzung nach Warschau, als Rath bei der dortigen Regierung, zu bewirken.

Mit lautem Jubel ging er dieser neuen Bestimmung, nach der Hauptstadt des Landes, dessen Einwohner er nun schon seit Jahren war, entgegen; vor seiner Abreise noch einen Ausflug nach Königsberg zu seinen Verwandten benutzend, um Hoppel auf seinem Landgut mehrere Tage zu schenken, wo der Plan zu der italienischen Reise völlig ins Reine gebracht wurde.

<sup>1</sup> Diese maiden speech: „Schreiten eines Klostersgrüblers an seinen Freund in der Hauptstadt,“ ist aus dem Freimuthigen vom 9. Sept. 1803, nicht um der Bedeutung des Aufsatzes willen, sondern, weil es immer Zutreffendes hat, die ersten Früchte eines Talents, welches sich später als ein großer Bewährer, kennen zu lernen.

<sup>2</sup> Es erzählt dann ein edler Doy von Algier, der nur dadurch zum Lachen zu bringen ist, wenn seine Geliebten weinen, und der eine ihrem Gatten geraubt Französin zur Seite erhebt, weil sie um ihren Mann natürlich weint, während alle andere Einwohnerinnen des Harems die Kunst beim Schloßen nicht verbergen können.

<sup>3</sup> Die Mittheilung einiger Ideen hieraus wird vielleicht anregend für manchen Sachverständigen seyn:

„Vollkommenheit des Fortpflanzens. — Nur Schönheit der Harmonie, nicht des Ton's. — Es muß ansehnliche Willkür herrschen, und, jenoch sich die höchste Künstlichkeit dahinter verdeckt, desto vollkommener. — Größe des Theoretischen Hauptes. — Freude des geübtesten Menschen am Künstlichen“ u. s. w.

<sup>4</sup> Eine von diesen war sehr hübsch komponirt. Sie stellte das Plozzer Publikum vor, im Schloß der Gemeinheit verankert. Nur Hoffmanns hier, mit aller Anstrengung, den Kopf noch daneben in die Höhe. Aber aus dem Ohme, der sich über der Gruppe erhob, und in welchem der Großkanzler, als Jupiter mit seinen Blitzen, thronete, sahe dessen in Bedenken gezogenen Rath, stehend getroffen, mit einer gewaltigen Stange hinter, und suchte auch ihn demüthig in den Morast unterzulanden.

<sup>5</sup> 4ster Brief.

Der Frühling des Jahres 1804 begrüßte Hoffmann schon in Warschau.

## Sechster Abschnitt.

Warschau 1804—1807.

Warschau war zur Zeit, als Hoffmann dorthin berufen wurde, ein Aufenthalt, der einen Geist wie den seinigen auf die mannigfaltigste Weise anregen mußte. Die deutsche Herrschaft hatte es nicht zu einem deutschen Orte gemacht, vielmehr trug es ein höchst fremdartiges, man möchte sagen, außereuropäisches Gepräge; so daß der aus Preußen, dem wohlgeordneten, sogenannten „alten Lande,“ in diese neue Welt Versetzte, in den ersten Wochen aus dem Staunen nicht herauskam. Die Straßen von stattlicher Breite, gebildet aus Palästen im schönsten italienischen Geschmack, und aus Holzgärten, die ihren Einwohnern jeden Augenblick über dem Kopfe zusammenzustürzen drohen; in diesen Gebäuden asiatischer Prunk mit grönländischem Schmuß im seltsamsten Verein; ein immer bewegtes Publikum, die schneidendsten Contraste bildend, wie in einem Maskenzuge; langbärtige Juden, und Mönche in allen Ordenstrachten, ganz verschleierte, tief in sich gekerkerte Nonnen von der strengsten Regel, und über weite Märkte hinüber conversirende Schaaren junger Polinnen in den hellfarbigsten seidnen Staubmänteln; ehrwürdige alte polnische Herren mit Schnurrbärten, Kasan, Paß (Büffel), Säbel, und gelben oder rothen Stiefeln, und das neue Geschlecht in den incroyablen Pariser Moden, Türken und Griechen, Russen, Italiener und Franzosen, in immer wechselnder Menge; dazu, eine über allen Begriff tolerante Polizei, die keiner Belustigung störend in den Weg trat, so daß sich kleine Pulcellentheater, Tanzbären, Kammele und Affen, unaufhörlich auf Plätzen und in den Gassen bewegten, vor denen die elegantesten Equipagen wie der Packträger gaffend stille standen; ferner, ein Theater in der Nationalsprache, eine recht gute französische Truppe, eine italienische Oper, deutsche Comödianten, mit denen sich wenigstens alles aufstellen ließ, Redouten ganz origineller, aber höchst anziehender Einrichtung<sup>1</sup>, und Wallfahrtsörter in der nächsten Umgebung der Stadt; — was gab es da nicht zu sehen für ein Auge, und zu zeichnen für eine Hand wie Hoffmanns! Sein erster Brief von Warschau an Hoppel<sup>2</sup> gibt Rücksicht von dem ersten Eindruck dieses bunten Gemäldes. Wirklich hatte er bis zum Juni 1804 auch nur im Schauen gelebt, und gar keine Bekanntschaften gesucht und gemacht. In dieser Zeit aber fand er einen

<sup>1</sup> Es dürfte der Mühe werth seyn, dieser näher zu erörtern, da sie in Deutschland wenig bekannt zu seyn scheint. Die Dantzen erheben nämlich bei diesen, in den Sälen des Schloßhofes stehenden Redouten auf das Unkrautliche nachher; die Herren dagegen in anständiger, aber gewöhnlicher Bekleidung, so daß es eigentlich nur eine Moschee in Beziehung auf die Damen war. Diese vertheilten sich nun, je vier und sechs an einander geschlossen, auf die rund um die Säle herumlaufenden Bänke, und ließen die Herren an sich vorbeipassiren, um sie zu sehen und neugierig zu machen; dabei gab ihnen die Verhüllung Muth oft zu dem ausgelassenen Witz. Die Herren aber überall freundlich, waren dadurch geneigt, die Linie des Schicklichen auf das Sorgfältigste zu hüten. Man muß die Gewandtheit der Polinnen in der geselligen Unterhaltung kennen, um sich einen Begriff von dem allretirestem Ton zu machen, der durch das einfache eben dargelegte Prinzip in die Gesellschaft gebracht wurde. Am Martiniabend gab es aber in dem anstehenden stets geöffnetem Theaterjaal immer noch etwas besonders Pikantes. So hatten sich einmal mehrere der genannten Truppen vereinigt, die ganze Nacht hindurch in unauflöselichem Wechsel einzelne Hauptrollen aus Tragödien, Lustspielen und Opern zu geben, und je nachdem man eine oder die andere Viertelstunde durch die Gallerie gehend die Thüren in's Parterre eintrat, hörte man in andern Sälen des Saales, conversiren, recitiren, singen und spielen.

<sup>2</sup> 4ster Brief.

Freund, der auf seine innere Entwicklung nicht ohne Einfluß geblieben ist, und nächst Hippel wohl sein treuester genannt zu werden verdient, wie es ihm denn auch aufgespart war, Zeuge der letzten Stunden Hoffmanns und deren, die ihnen vorangingen, zu seyn.

Hißig, später Criminaldirector im Kammergericht zu Berlin, der früher in den Jahren 1800 und 1801 in Warschau als Referendarius bei der Regierung (damals dem Obergerichte der Provinz) seine Laufbahn angefangen, und sie dann von 1801 bis zum Sommer 1804 in Berlin bei dem Kammergericht fortgesetzt hatte, kam Anfangs Juni 1804 als Assessor des Collegii, bei welchem Hoffmann als Rath stand, nach Warschau zurück. Viel hatte er von dem genialen Manne gehört, dessen Posener Caricaturgeschichte damals noch überall in frischem Andenken lebte; aber gerade der Charakter dieser Geschichte, und auch Hoffmanns, nichts weniger als zur Annäherung aufforderndes Keusere, hatten ihn eine solche geselligkeit meiden lassen. So waren schon mehrere gemeinschaftliche Sitzungen vorübergegangen, und noch hatte keiner mit dem andern mehr gesprochen, als das Geschäft erforderte; da fügte es sich, daß beide mit einander von dem Regierungsgebäude nach Hause gingen; — sie wohnten Haus an Haus, und die Rede auf irgend wen kam, über den Hoffmann des Neugekommenen Urtheil begehrte. Hißig antwortete kurz: „ein steifleinener Kerl,“ und kaum waren die Worte über seine Lippen, als Hoffmanns bis dahin finstres Gesicht sich erheiterte, und die trockene Einsylbigkeit sich in den gemüthlichsten Redefluß auflöste. Ein Bekannter Fallkaffe mußte auch sein Freund werden; einen solchen hatte er in Warschau, wie viel es ihm auch sonst an Gemüthen gezeigt, bis dahin nicht gefunden, und die Freude über die sich ihm eröffnende Aussicht zu geistigen Mittheilungen überwog alles Vorangegangene. Aber der eben gewonnene Freund war durch das, was er Hoffmann außer sich, noch viel mehr als durch das, was er ihm in sich zu bieten vermochte, im Stande, ihn an sich zu fesseln. Er hatte früher schon in Warschau mit geistreichen und liebenswürdigen Leuten verkehrt, mit Johann Jakob Miösch (der leider jetzt nicht mehr lebte), mit Werner, dem Dichter der „Söhne des Thals,“ mit den Feldpredigern Grooto und Greim, und andern; in diesen Kreis seiner Freunde führte er Hoffmann ein, und er wurde darin mit Wärme und voller Anerkennung empfangen. Nächstem war Hißig in den unmittelbar vorhergegangenen Jahren eine Günst des Geschicks zu Theil geworden, welche es Hoffmann gerade versagt hatte; er hatte sie nämlich in Berlin zugebracht, wo August Wilhelm Schlegel damals seine Vorlesungen hielt, und durch glückliche Verhältnisse unterstützt, mit den neuesten Erzeugnissen der Litteratur und zum Theil auch mit ihren Schöpfen Bekanntschaft gemacht, während Hoffmann in Posen und Plogk theils ein wüthes und rohes, theils ein löstertlich einsames Leben, ohne alle Berührung mit einer bessern Außenwelt, geführt. Was konnte ihm unter solchen Umständen der neue Freund nicht alles erzählen, und welche unbekante Welt ihm erschließen, als er ihm aus seiner Bücherammlung den Sternbald, den Schlegel'schen Gesandter in Rom gewesen; Bartolby's, des Reisenden in Griechenland u. s. w. Alles dieses hätte auf Hoffmann in jeder Periode seines Lebens begeisternd

gewirkt; wie nun erst in dieser Zeit, wo auf die Fassen in Plogk ihn ein wahrer Heißhunger nach edleren Freuden verzehrte. Er badete sich in Wonne, und wenn er in Warschau im Vergleich mit späteren Jahren auch verhältnismäßig wenig producirt, so hat er doch dort gewiß vieles, nachmals Bearbeitete, empfangen.

Der Verkehr der neuen Freunde war in dieser Blüthenzeit ihres Umgangs auch äußerlich der anmuthigste. Beide wohnten, wie bereits erwähnt, in zwei hart an einander stoßenden Häusern, und in gleicher Höhe, so daß sie aus dem Fenster mit einander sprechen konnten; beide arbeiteten gewöhnlich bis tief in die Nacht. Wenn alles auf den Straßen ruhig geworden war, was in Warschau ziemlich spät geschieht, dann wurden die Fenster auf ein Signal, das Hoffmann auf dem großen schönen Flügelortepiano in seiner Stube gab, geöffnet, und er fantasiairte dem Freunde, der mit seiner jungen Gattin begierig zuhorchte, oft vor, bis der Morgen graute.

In diese Zeit fällt gleichfalls das engere Zusammenleben Berners mit Hoffmann, und namentlich die Scene bei dem Vorlesen des Kreuzes an der Ostsee, die Hoffmann so ergötzlich geschildert hat<sup>1</sup>, und deren Wahrheit Hißig als Augenzeuge bestätigen kann.

Alles dieses wirkte so belebend und stärkend auf ihn, daß er auch die große Last der Dienstschäfte, die jedes Mitglied des Collegiums drückte, mit Freudigkeit und Leichtgligkeit trug. Er hatte nie Spruchreise, hielt seine Termine gewissenhaft ab, erschien früh auf dem Collegienhause, und arbeitete rasch fort, ohne sich mit Nebenbingen zu beschäftigen, so daß er gewöhnlich gegen ein Uhr schon fertig war, während viele andere erst anfangen. In der Zeit von eins bis halb drei, wo man in Warschau zu Mittag zu essen pflegte, trieb er sich in der Stadt umher, in der Regel in Begleitung eins oder des andern Bekannten. War dieser mit seinen Geschäften noch nicht zu Ende, so wartete er ruhig, so lange es auch dauern mochte, und ergözte sich daran, in den Geschäftszimmern die Partheien und Advokaten zu beobachten. Mehrere überaus hübsche Caricaturblätter waren die Früchte dieser Stunden.

Im Jahre 1805 wurde als Advokat bei der Warschauer Regierung, Kuhlmyer, jetzt Präsident des Oberlandesgerichts zu Bromberg, angestellt, ein Mann von guter, besonders musikalischer Bildung. Auch diesem schloß sich Hoffmann enge an, und fand in seinem Umgange einen neuen Genuß, da seinen übrigen Freunden, wenn auch nicht der Geschmack an der Tonkunst, doch die Kenntniß derselben fehlte. Mehr aber noch, als durch diese Bekanntschaft, ward er durch ein Unternehmen wieder in die Musik hineingezogen, bei welchem er in jeder Beziehung entscheidend einwirkte.

Ein Enthusiast für Musik unter den preussischen Beamten kam nämlich auf den Gedanken, eine musikalische Vergnügungsgesellschaft zu stiften, die zugleich den Zweck haben sollte, Sänger und Sängerinnen zu bilden. Er wußte Hoffmann in sein Interesse zu ziehen, der, als er den Eifer und den Erfolg sah, mit welchem die äußeren Mittel zur Begründung des Instituts herbeigeschafft wurden, auch seinerseits an die Ausführung des Plans kräftig Hand anlegte. Ehe man es sich versah, war in dem nämlichen Winter, wo die Idee entstanden, schon der schöne, von dem Unternehmer vorläufig gemietete Dginskische Palaß zur Aufführung von Concerten eingerichtet, und die Sing-

<sup>1</sup> Mit diesem war Hoffmann in Königsberg in einem Hause wohnend, ehe das sie sich damals näher getreten.

<sup>1</sup> Escapionbrüder. Hoffmann hatte den Moment, wo alle drei Freunde über ihre Anekdote in lautes Lachen ausbrechen, in einem hübschen colorirten Blatte dargehellt, das sich vielleicht in Werner's Nachlaß finden wird.

akademie mit zwei Musiklehrern, einem für die Solostimmen, dem andern für das Chor, begründet.

Die ersten Concerte fielen über Erwartung gut aus; Hoffmann schien in diesem Lokal keinen besondern Antheil daran zu nehmen; als aber, um die Sache möglichst in's Große zu treiben, der durch Feuer beschädigte Mniszejsche Palast angekauft, und beschloffen worden war, ihn auf das geschmackvollste auszubauen, sah Hoffmann hiedurch seiner Thätigkeit ein Feld eröffnet, das er mit der ganzen ihm inwohnenden Lebhaftigkeit betrat. Er entwarf nicht nur die Pläne zur Folgeordnung der Zimmer in dem aufzuführenden Gebäude, so wie zu ihrer innern Einrichtung, sondern besorgte auch das Ausmalen derselben, theils eigenhändig, theils durch Vorzeichnung der Muster, die andere Maler ausführten.

Mit den ersten lauen Tagen des Frühlings 1806 war Hoffmann in seiner Wohnung nicht mehr anzutreffen. fand man ihn nicht auf der Regierung, so sah er gewiß in der Malerjacke auf einem Gerüste in dem neuen Lokale der musikalischen Ressource, mitten unter seinen Farbentöpfen, eine Flasche Ungar- oder italienischen Wein zur Seite, und ließ sich von Fremden, an deren Besuch es ihm hier nie fehlte, von unten hinauf unterhalten. In unglaublich kurzer Zeit hatte er ein Bibliothekzimmer, mit einer Einfassung von Hautreliefs in Bronze, ein Cabinet im ägyptischen Styl, in welchem er zwischen die wunderbarsten Darstellungen ägyptischer Gottheiten Carraturgestalten einzelner Teilnehmer der Gesellschaft, durch Thierschwänze, Flügel und dergleichen maskirt, geschickt einzuflechten verstand, und noch viel andres fertig geliefert, alles unbeschadet seiner öffentlichen Wirksamkeit. Nicht selten war es, daß Partheien, die einen Contract zu schließen hatten, und aus seinem Hause zu dem Mniszejschen Palast gewiesen wurden, sich in dem weitläufigen Lokale mühsam nach ihm durchfragten, und dann ihren eigenen Augen nicht trauen wollten, als er auf Vorzeigung der Präsidialverfügung, die ihn mit Ausnahme eines Geschäftes beauftragte, schnell vom Malergerüste herabkletterte, die Hände wusch, ihnen vorantrabte, und mit gleicher Fertigkeit die Feder als den Pinsel führend, in wenigen Stunden ein gerichtliches Instrument oft über die verwickeltsten Verhältnisse auf das Papier hinwarf, an welchem auch die schärfste Critik nichts auszusetzen fand.

Am dritten August 1806, dem Geburtstage des Königs von Preußen, wurde das neue Gebäude eingeweiht, und in dem prachtvollen Concertsaal, der durch zwei Tragen ging, das erste Concert gegeben.

Hier sah das Publikum Hoffmann zuerst dirigiren, und bewunderte, wie ruhig und gemessen er sich ungeachtet seiner quecksilbernen Beweglichkeit dabei zu nehmen verstand. Seine Tempo's waren feurig und rasch, aber ohne alle Uebertreibung; und in der Folgezeit urtheilte man von ihm, daß wohl nicht leicht ein Dirigent in Mozart'schen Compositionen ihn übertreffen haben würde, wenn er sich mit einem guten Orchester hätte zeigen können. Mozart hatte er damals schon bis in die kleinsten Nuancen studirt, und wußte seine Schönheiten auf die angenehmste Art zu entwickeln und in Worten anschaulich zu machen. Nächst Mozart waren Gluck und Cherubini, in Kirchenfachen aber die alten Italiener, so wie Haydn, seine Meister, mit denen er sich unablässig beschäftigte, und über die er sich gern unterhielt. Auch von Beethoven ließ er damals schon eine Symphonie aufführen, von welcher er sehr erfüllt war.

Jeden Sonntag waren Quartetts und kleinere musikalische Birkel, in denen sich die besten Musiker der

Stadt — und darunter fanden sich recht sehr ausgezeichnete — besonders einige talentvolle Damen mit Clavierfonaten hören ließen. Auch Möser aus Berlin kam in dieser Zeit nach Warschau, und nahm an den erwähnten Uebungen fleißig Theil. Unter seiner Leitung hörte man die besten Mozart'schen und Haydn'schen Quartetts.

So vergnüglich lebte Hoffmann mit seinen Freunden, ohne die entfernteste Nothiz von den Gewitterwolken zu nehmen, die damals am politischen Horizonte heraufzogen, als die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht von Jena nach Warschau kam. Es scheint schwer zu glauben, aber es ist doch wahr, daß die Begebenheit auf den in Genuß schwebenden Verein der Warschauer Kunstfreunde wenig oder gar keinen Eindruck machte. Die Concerte und Quartetts gingen nach wie vor fort, und keiner aus Hoffmann's nächster Umgebung, Hitzig ausgenommen, las einmal eine Zeitung, oder dachte gar an die Möglichkeit, über hundert Meilen von dem Kriegsschauplatze entfernt, von den Weltbegebenheiten berührt zu werden. Alles ward vielmehr dem lustigen Völkchen zum Fest. Die Theater waren jetzt immer gedrängt voll von Polen, die der Wiedergeburt ihres Vaterlandes freudig entgegenharrten, und von Deutschen, die an diesem allgemeinen Versammlungsorte Neuigkeiten zu erfahren hofften. Bald rückte auch der Vortrab der russischen Armee in Warschau ein. Tartaren, Kosaken, Bashkiren, reguläre Reiter und reitende Artillerie der verschiedenen Art füllte alle Straßen; und von Praga — einer durch eine über die Weichsel führende Schiffbrücke mit Warschau vereinigte Schwesterstadt — herüber scholl das dumpfe Geräusch, daß sich dort dieselben Jäger wieder hätten blicken lassen, die bei dem Sturme unter Suwarow das Kind im Mutterleibe nicht verschonten. Was gab es nun nicht erst zu sehen und zu hören für Hoffmann! Auch schloß er nirgend. Besonders in den Schauspielhäusern, wo man oft vor dem Aufrollen des Vorhanges die Unterhaltung in mehr wohl als zehn lebenden Sprachen führen hörte, fühlte er sich in seinem Elemente. Mit Hülf seiner kleinen über allen Begriff beweglichen Figur drang er bald in alle Winkel des ganzen Hauses, und brachte dann von diesen Excursionen eine reiche Ausbeute der glücklichsten Bemerkungen mit, die er seinen Freunden zum Besten gab. Seinem Falkenauge entging bei solchen Gelegenheiten nichts, und niemand wußte das wenn auch nur mit einem halben Blicke geübene scharfer aufzufassen und anschaulicher darzustellen.

War jetzt der Spektakel in Warschau ungeheuer, so hatte er doch kein vollaß Maß bei weitem noch nicht erreicht. Dieß geschah vielmehr erst dann, als sich die Vorböten des Anmarsches der großen französischen Armee zeigten. Zuerst erschienen Parlamentaire, die durch die Stadt nach Praga geführt wurden, wo sich das Hauptquartier des russischen Generals befand, wahrscheinlich um wegen der Uebergabe von Warschau zu unterhandeln; auch kamen einzelne Verwundete an, und die preussischen noch zurückgebliebenen Truppen bezogen die Wachen mit Sach und Pack. Es wurde ein königlicher Befehl publicirt, der zur Ruhe ermahnte, und dem Fürsten Joseph Poniatowski das Gouvernement von Warschau, sobald es von den Truppen verlassen seyn würde, übertrug. Alles dieß trieb die Spannung auf das höchste, bis man eines Morgens beim Erwachen erfuhr, daß die Prager Brücke brenne, und Preußen und Russen abgezogen seyen. Man fand die Wachen von Bürgern bezogen, die Kaufläden geschlossen; jeder hielt sich zu Hause; in der ganzen Stadt herrschte eine fürchtbare Stille; die Deutschen fürchteten die Franzosen und Polen; diese und die zahlreichen Juden die Anor-

nungen des Pöbels; dennoch blieb alles ruhig, und Hoffmann mit seinen Freunden fand sich zur gewöhnlichen Zeit auf der Regierung ein, wo man die ersten weißen Kofarden, das alte Nationalzeichen, an den Polen gewahrte.

Bald rückte nun die Avantgarde der Murat'schen Reiterei, unter Milhaud, in Warschau ein. Aus der Sitzung des Collegiums, dem Hoffmann angehörte, wurden Präsident und Director zum commandirenden General in die Vorstadt entboten, um dessen Befehl zu empfangen; gespannt harrten die Mitglieder auf ihre Rückkehr; sie erschienen mit einem Zettel, der die lakonische Weisung enthielt:

Il est défendu sous peine de mort, d'entrer en correspondance avec l'ennemi;

das Band mit dem Vaterlande war für den Augenblick dadurch zerrissen, aber es war nicht Zeit, lange darüber zu deliberiren, was man, als Collegium, unter solchen Umständen zu thun habe; denn nach wenigen Tagen löste Mathieu Favier, Ordonnateur an Chef des Murat'schen Armee-corps, die preussische Regierung im Namen des Kaisers auf, und Wybicki, der mit Kosziusko in Paris gewesen, installirte in deren Stelle ein aus Polen gebildetes neues Obergericht.

Hoffmann, wiewohl er zu den wenigen gehörte, denen die Veränderung ihrer Lage am unwillkommensten seyn mußte, weil er bei keinem Verwandten einen Zufluchtsort suchen konnte, ließ sich doch durch alles dies am wenigsten anfechten. Man war übereingekommen, die baaren Cassenbestände, um sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, nach dem Verhältnisse der Gehalte, auf so viele Monate als es zureichte, zu vertheilen; dies deckte die Ausgaben für die nächste Zukunft; dazu wurde er die Aktenberge von der Stube los, die sich immer wieder darin anhäufeten, wie fleißig man auch aufräumte; es gab für's erste keine Sitzungen, keine Termine mehr; den ganzen Tag konnte herumgegangen, gesehen, gehört werden; wer war glücklicher als er! Wirklich war der Akt der Auflösung der Regierung kaum beendet, als er von dort einen Freund mit sich fortriß, um der des Stadtgerichts als Zuschauer mit beizuwohnen.

Von nun an traf er jeden Morgen um 10 Uhr mit seinen Freunden in einer Restauration zusammen, um die Parade mit anzusehen, die Napoleon beinahe vier Wochen hintereinander täglich hielt; dann wurde zur Messe in die Bernhardinerkirche, der schönsten in Warschau, gegangen, wo Hoffmann als Tenorsänger willkommen war, und die Mönche nach beendigter Musik die Teilnehmer mit einem Frühstück zu bewirthen pflegten; des Abends versammelte man sich in der musikalischen Ressource.

In diesem Palaste hatte der Generalintendant der Armee, Daru, die unteren Gesellschaftszimmer für sich in Beschlag genommen. Viele von den ihn umgebenden Beamten fanden Geschmack an der Musik, und, sobald nur der erste Lärm vorüber war, wurden die Concerte und Quartetts wieder fortgesetzt, an denen auch Napoleons Kapellmeister, Vár, Theil nahm, zum großen Aerger Hoffmann's, der ihn, welcher als Mann eben so süßlich wie in seinen Compositionen, durchaus nicht leiden konnte!

1 Die Antipathie gegen Vár's Compositionen konnte Hoffmann auch in Hamburg nicht los werden. Er erschräkte dadurch nicht wenig das Vertrauen, das man zu ihm als Musiklehrer gefaßt hatte. Hoffmann's Schüler und Schülerinnen nämlich waren durch frühere Incommoden, namentlich durch den Concertmeister Dittmayer, der sehr viel auf Vár hielt, gewohnt, nach Gesangstuden und Opernarien auf dessen Opern sich bilden zu lassen. Hoffmann, der spätere Lehrer, verworf aber diese Musiker, und legte andere vor, die dem mu-

Bis so weit ging alles gut. Bald sollte aber auch Hoffmann die Drangsale des Krieges empfinden. Er hatte kurz vor dem Einzuge der Franzosen ein sehr schön gelegenes Quartier, in dem glänzendsten Theile von Warschau, der Krakauer Vorstadt, bezogen, von dessen geschmackvoller Einrichtung er sich viele Annehmlichkeiten versprach. Da aber der Eigenthümer des großen Hauses ein reicher Mann, und viel Raum in dem Hause war, so wurde es auch auf ungewöhnliche Weise mit Einquartierung belegt, und Hoffmann, hiedurch mittelbar dergestalt mit angezogen, daß seine Cassen bald gesprengt zu werden drohte, sah sich genöthigt, auszugehen, und war glücklich genug, ein Unterkommen in einer Dachkammer der musikalischen Ressource zu finden, die gerade leer stand, und die der Director ihm willig einräumte. Hier lebte er mit seiner Frau, einer Nichte, die er erzogen, einem höchst liebewürdigen Kinde, von damals etwa zwölf Jahren, und einem, ihm in Warschau geborenen Töchterlein, zwar in einem höchst beschränkten Raum, aber, wie er nun war, wiederum ganz glücklich, denn unter den Flügeln Daru's, dessen Wohnung als ein dem französischen Armeedienst geweihtes Asyl galt, drückte ihn keine der öffentlichen Lasten, unter denen andere seufzten; die schöne Bibliothek des Musikvereins stand jeden Augenblick ihm zu Gebote, und sein Fortepiano hatte er sich im Quartettzimmer aufstellen lassen. Mehr bedurfte es nicht, um ihn Franzosen und Zukunft vergessen zu machen.

Mittlerweile rückte die französische Armee in andere Stellungen, und in dieser Zeit wurden mehrere Beliebsttransporte, unter französischer Eskorte, von Warschau nach Posen gesandt; eine Gelegenheit, die mehrere preussische Beamten gern benutzten, um ihre Frau und Kinder zu ihren Angehörigen zurückzuziehen zu lassen. Zu diesen gehörte auch Hoffmann. Er blieb nun, nachdem auch Hügig mit den Seinigen sich im März 1807 in sein Vaterland begeben, auf einen kleinen Kreis von Freunden in Warschau beschränkt, von denen, außer den schon genannten, noch der damalige Justizrath Böst zu erwähnen ist, dem Hoffmann, wegen seiner heitern Laune und seiner geselligen Talente, besonders gewogen war.

Mit diesen führte Hoffmann ein gemüthliches Leben fort, bis ihn vielleicht als Folge der mannigfaltigen Anregungen der vergangenen Monate, ein Nervenfieber befiel. Anfänglich schien die Krankheit nur wenig gefährlich; bald aber stellten sich bedenklichere Symptome ein, so daß seine Freunde es für nöthig hielten, seine Pflege persönlich zu übernehmen, und die Nächte bei ihm zu wachen. Hier war es nun schwer, ihn bei seiner, durch die Krankheit noch gesteigerten Reizbarkeit und Empfindlichkeit völlig zu befriedigen, und oft klagte er in seinen Fieberfantasten über die Leiden, die ihm seine Wärter verursachten, wobei er sie mit Instrumenten zu verwechseln pflegte. „Heute hat mir wieder die Flöte arg zugesetzt,“ rief er aus, und bezeichnete damit, der sehr leise sprach, und dabei etwas schmachtendes in seinem Tone hatte, oder: „den ganzen Nachmittag hat mich das unklüßliche Fagott gequält: immer trat es zur un rechten Zeit ein, oder schleppete nach,“ womit er \*\* meinte, der in einem rauhen Bass sprach.

„Sie verstehen mich doch alle nicht,“ sagte er, in

italischen Gelehrter seiner Schüler, wie deren Aeltern, weniger zulagten. Man fing an, an seinem Geschmack sowohl, wie überhaupt an seiner musikalisch-poetischen Tüchtigkeit zu zweifeln, machte ihm Vorstellungen, die aber auf den eigensinnigen Musikmeister nicht einwirkten, im Gegentheil heftige Exclamationen seinerseits hervorriefen, und so konnte es nicht fehlen, daß er dadurch manches Haus, das zu seiner pekuniären Existenz nicht unwesentlich beitrug, verlor. (Vgl. „Einnerungen.“) S. 3.

der Nacht, wo sein Zustand am allergefährlichsten war, zu Kuhlmeier, „es ist mir recht lieb, daß Sie hier sind; ich habe Ihnen schon immer die Schönheiten der Zauberflöte auseinandersetzen wollen; heute Nachmittag, als ich allein lag, habe ich die ganze Oper gehört.“

Und nun entwickelte er, mit einem Feuer der Begeisterung, das den Zuhörer vor Erstaunen nicht zu sich kommen ließ, in der Fieberhitze, Stück vor Stück das große Werk von Anfang bis zu Ende.

Seine glückliche Natur siegte über die schwere Krankheit, und da nun nach einander die letzten seiner Freunde, Kuhlmeier und Löst, Warschau verließen, regte sich in ihm auch mächtig die Sehnsucht, an einem andern Orte einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Hitzig hatte, da ihm Berlin, wo er sich aufhielt, damals wenig geeignet schien, um eine Künstlerlaufbahn dort zu beginnen, wornach Hoffmann allein strebte, Wien in dieser Beziehung für ihn auszuwählen, und ihm Empfehlungen an vielgeltende und kunstverständige dortige Verwandten nach Warschau gesandt; mit Begeisterung nahm er diesen Plan auf; aber es fehlten die Geldmittel, ihn in's Werk zu setzen, und mit Anfang des Sommers 1807 machte sich Hoffmann von Warschau aus auf den Weg, zuerst nach Posen zu den Seinigen, und dann nach Berlin.

So endeten drei verhängnisvolle Jahre seines Lebens, die, unter allen äußeren Störungen, doch für seine Fortbildung in den Künsten nicht verloren waren. Wie viel er gemalt, gespielt und dirigirt, ist oben schon erwähnt worden, aber außerdem liegen noch drei große Compositionen vollständig, in eigenhändiger auf das sauberste von ihm geschriebenen Partituren, vor, die er in dieser Periode vollendete; die einer komischen Oper, der *Kanonikus von Mailand*<sup>1</sup>, einer romantischen Oper in drei Akten nach *Calderon*, *Schärpe und Blume*<sup>2</sup>, zu welchen beiden er die Texte selbst gedichtet und geordnet, und eine *Musik zu dem Bernerschen Trauerspiel*, das *Kreuz an der Ostsee*<sup>3</sup>; ferner legte er die letzte Hand an eine in *Platz* angefangene *Messe*<sup>4</sup>; endlich brachte er schon zu Ende des Jahres 1804 *Brentano's* lustige *Musikanten*, die er in wenigen Wochen componirt hatte, auf die *Warschauer deutsche Bühne*<sup>5</sup>, welche, wäre sie nicht von der traurigen *Botheschen* Truppe vorgeführt worden, gewiß vielen Beifall gefunden haben würde. So ward sie gleichgültig aufgenommen, und das war es, was sie wohl am wenigsten verdiente.

## Siebenter Abschnitt.

Berlin 1807—1808.

Etwa im Juli 1807 traf Hoffmann in Berlin ein. Das Jahr, welches er jetzt daselbst zubrachte, mag leicht das unglücklichste seines Lebens genannt werden. Alles, was er selbst anfang, oder was wohlwollende Freunde für ihn unternahmen, mißlang. Er hatte Zeichnungen mitgebracht: es wollte sich niemand damit befassen; er suchte Gelegenheit zur Portraitmalerie; es fand sich keiner, der ihm zu sitzen Lust hatte; man gab sich Mühe, eine Verbindung mit *Iffland* herbeizuführen, und Hoff-

mann erklärte sich bereit, sich von diesem Aufgaben stellen zu lassen, um seine Anlagen zur dramatisch-musikalischen Composition zu prüfen; es war nichts zu erreichen, obgleich *Ifflands* beste Freunde sich in der Sache thätig zeigten; für seine fertige *Musik* war kein *Verleger* aufzutreiben. Dazu kam, daß bald nach seiner Ankunft ihm in dem *Gasthose*, wo er wohnte, während der *Mittagsstunde* mittelst *Durchsägung* der *Hinterwand* des *Secretairs*, in welchem er seine kleinen *Hobseligkeiten* hatte, der *Rest* seiner *Baarschaft*, sechs *Friedrichsdor*, entwendet wurde. Er gerieth nun in die drückendste *Geldverlegenheit*; der *Mißgung* pünktigte ihn; von den *Seinigen* in *Posen* erhielt er die *traurigsten* Nachrichten<sup>1</sup>; er schien fast zu erliegen, bis ihm der *Gedanke* kam, durch eine *Bekanntmachung* im *Reichsanzeiger* die *Stelle* eines *Musikdirectors* bei irgend einem *Theater* zu suchen. Hitzig, der ihn kannte, wußte wohl, daß nur ein *wirklicher* Schritt zur *Verfolgung* irgend eines *sichtbaren* Zieles die *Folgen* haben könnte, den *Freund* zu beruhigen, und besorgte das *nöthige*, worauf denn auch endlich der *gewünschte* Erfolg eintrat, und auf das durch den *Anzeiger* verbreitete *Inserat*, *Vorschläge* von der *damal's* unter den *Auspicien* des *Grafen* von *Soden* stehenden *Verwaltung* des *Theaters* zu *Bamberg* eingingen, die *Hoffmann* aufforderten, vom 1. *September* 1808 bei dem *erwähnten* *Theater* als *Musikdirector* einzutreten. Beigelegt war eine *freundliche* *Einladung* des *Grafen* selbst, schon im *Frühjahr* 1808 auf sein *Gut Saffanarth*, drei *Stunden* von *Bamberg*, zu kommen, und die *Zeit* bis zum *Antritt* seines *Amtes* dort zuzubringen.

Wer war froher als Hoffmann, der ungeachtet des wenig *lockenden* der *äußeren* *Bedingungen*, sich nun mit *einemmale* in die *Sphäre* versezt sah, von welcher er seit seiner *frühesten* *Jugend* allein sein *Glück* erwartete hatte; in eine *Künstlerlaufbahn*! Er *componirte*, zu seiner *Legitimation*, vom 23. *Januar* 1808 an, eine *Oper* des *Grafen* von *Soden*: „der *Trank* der *Unsterblichkeit*“, in 4 *Akten*<sup>2</sup>, und sandte die *fertige* *Partitur*<sup>3</sup> schon am 27. *Februar* nach *Bamberg* ab.

Außerdem gelang es ihm in dieser *Periode* nur, bei *Verlegern* unterzubringen, — zwei *Sonaten* und ein *Harfenquintett*, die *Rägeli* in *Zürich* nahm, und eine *Reihe* von *Zeichnungen* *poinischer* *Uniformen*, die bei *Gräff* in *Leipzig* erschienen sind.

Mit der *freudigsten* *Hoffnung* verließ er *Berlin*, holte seine *Grau* von *Posen* ab, und kam im *Sommer* 1808 mit ihr in *Bamberg* an.

## Achter Abschnitt.

Bamberg 1808—1813.

In *Bamberg* fand sich Hoffmann auf das *unangelegentlichste* *getäuscht*, indem die *Verhältnisse* beim *Theater* ganz *anders* erschienen, als er es nach den *Briefen* des *Grafen* *Soden* erwartet hatte. Von diesem war nämlich

<sup>1</sup> 47ter Brief.

<sup>2</sup> Die *Oper* ward in *Bamberg*, nachdem aber Hoffmann seine *Musikdirectortheile* schon niedergelegt, ein *paarmal* aufgeführt, jedoch ohne *besondern* *Erfolg*. Ich wage nicht ein *entscheidendes* *Urtheil* über den *Werth* der *Musik* zu fällen, da mir kaum noch etwas davon im *Gedächtniß* liegt. So viel *erinnere* ich mich aber noch, daß der *Text* mir wenig *zulegen* wollte. Hoffmann bekräftigte meine ihm *damal's* *gemachte* *Aussprechung*, und wollte *darin* auch *einen* *Grund* finden, daß die *Oper* nicht *allgemeiner* *durchgriff*. Jedenfalls wäre aber wohl der *Versuch* nicht zu *verschmähen*, sie *aufzuheben* auf das *Reperitorium* zu bringen, da die *Partitur* sich noch unter *seinem* *Nachlasse* befindet, und das *Werk* an den *Berechtigten* unter *aus* noch *so* *früh* *fortsetzt*. A. S.

<sup>3</sup> Diese ist vollständig in *seinem* *Nachlasse* vorhanden.

<sup>1</sup> 47ter Brief.

<sup>2</sup> 49ter Brief.

<sup>3</sup> 45ter u. 46ter Brief.

<sup>4</sup> 48ter Brief.

<sup>5</sup> Eben dasselbe.

<sup>6</sup> Eben dasselbe.

nicht nur die Regie, sondern die ganze Entreprise des Theaters, einem gewissen Heinrich Cuno<sup>1</sup> übertragen worden, und er selbst hatte sich nach Würzburg zurückgezogen<sup>2</sup>. Der Entrepreneur, von welchem Hoffmann nicht die vortheilhafteste Schilderung entwirft, war aber bei der Organisation des Theaters so übereilt zu Werke gegangen, daß es sich zu Ende des Jahres 1808 schon seiner Auflösung nähert. Wie schlecht ich unter solchen Umständen, — schreibt er unterm 1. Januar 1809 an Hitzig, — mit meinem Enthusiasmus für die wahre Kunst und mit meinen Vorschlägen und Plänen das Ganze nur zu irgend einem Grade der Vollkommenheit zu erheben, angekommen bin, können Sie sich wohl denken. Dies hat denn auch zur Folge gehabt, daß ich bereits seit zwei Monaten mein Musikdirectorat gänzlich aufgegeben<sup>3</sup>, und mich nur dazu verstanden habe, die etwa vorkommenden Gelegenheitsstücke, z. B. Märsche, Chöre in Schauspielen u. dergl. zu componiren, wofür ich monatlich 30 Gulden erhalten soll, aber nicht erhalte, weil die Theaterkasse, bei der gränzenlosen Unordnung des Directors, fortwährend in den erbärmlichsten Umständen ist. Um so unangenehmer sind mir jene Theaterverhältnisse, als es hier ein Publikum gibt, wie es sich nur ein Schauspieldirector, der wahre Ausbildung mit Geschmack und Talent verbindet, wünschen kann<sup>4</sup>. Z. B. die lustigen Musikanten, gut gegeben, würden hier recht sehr gefallen; doch davon nachher ein mehreres. — Das war das schlechte; nun zu angenehmeren Dingen. — Ich stand, da Soden in Würzburg ist, und der einzige, an den ich sonst empfohlen war, der Präsident Graf von Seckendorf<sup>5</sup>, sich gar nicht um mich bekümmert hat, ganz allein hier; indessen ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich schon im zweiten Monate dem besten Theil des Publikums bekannt wurde. An der Spitze dieses Publikums steht der Generalkommissär Freiherr von Stengel, ein äußerst humaner, und in der Kunst ganz ausgebildeter Mann<sup>6</sup>. Sie können denken wie ich erstaunte, als

er bei der ersten Visite, die ich ihm machte, so tief in die Theorie der Musik hineingeriet, daß ich glaubte, mit einem tüchtigen Kapellmeister zu sprechen; nun gelang es mir bald, meine musikalischen Kenntnisse geltend zu machen, und ich erhielt in den ersten Häusern als Singsänger Zutritt, so daß meine Grifflenz wenigstens gesichert ist, indem ich überall gut und prompt bezahlt werde. Recht erfreulich ist es mir gewesen, hier im südlichen Deutschland so viele Empfänglichkeit für das wahre Schöne zu finden. Ueberall, wo ich hinkomme, ist Ziel ein gefeierter Name; auch unser Freund Werner hat hier sein Publikum; im gräßlich Rottenhan'schen Hause<sup>7</sup>, wo ich fünf Comtessen im Gesange unterrichte, habe ich (mit welchen sonderbaren Empfindungen können Sie sich denken) den Uttila gesehen, und als ich meiner Verhältnisse mit Werner erwähnte, mußte ich erzählen, was ich nur wußte aus seinem frühern Leben, und von dem Gange, den seine Ausbildung genommen hat. Den andern Tag rollte ich sein Geyonbild auseinander<sup>8</sup> und sagte: so sieht er aus. Das Bild wurde gleich in Beschlag genommen, und eben jetzt copirt es Gräfin Gabriele, ein recht liebenswürdiges sechzehnjähriges Mädchen. — Hört das Theater nun hier ganz auf, so erwerbe ich doch durch Unterricht und Componiren mein nothdürftiges Brod, und werde das schöne Bamberg nicht verlassen, bis ich etwa ein firirtes Unterkommen bei einer fürstlichen oder königlichen Kapelle finde, wozu sich vielleicht, nach den Versicherungen meiner hiesigen Gönner, eine Aussicht öffnen könnte. Unter andern (lachen Sie mich tüchtig aus, liebster Freund!) habe ich auch für das hiesige Theater Werke gemacht. Es hatte mit ihnen folgende Bewandtniß. Die Tochter des hier residirenden Herzogs von Baiern, Prinzessin von Neuschattel, deren Gemahl bekanntlich in Spanien ist, ist hier. Herr Cuno beschloß, ihren Namenstag im Theater zu feiern, und übertrug mir die Ausarbeitung eines Prologs<sup>9</sup>. Ich warf so ein recht gemein-sentimentales Ding zusammen, componirte eben solche empfindsame Musik dazu, — es wurde gegeben, — Lichter, Hörner, Echo's, Berge, Flüsse, Brücken, Bäume, eingeschnittene Namen, Blumen, Kränze, nicht gespart; es gefiel ungemein, und ich erhielt, mit sehr gnädigen Ausdrücken, von der Prinzessin Mutter für die verschaffte Nahrung 30 Carolin, die gerade hinreichten, mich hier so ziemlich auf reinen Fuß zu setzen. — Bei einer gewissen Stelle im Prolog: „Ich ging — ich slog — ich stürzt' in ihre Arme!“ (ein ungemein schöner Climax), umarmten sich in der herzoglichen Loge weinend Mutter und Tochter; nun hatte der Prolog auch dem Publikum gefallen, und wurde für den andern Tag begehrt. Die herzoglichen Personen erschienen in der Loge und umarmten sich richtig, weinend, wieder bei jener Stelle, worüber das Publikum, viel in die Hände klatschend, seine Zufriedenheit äußerte. Mir schien es, als ob dadurch sich das ganze Theater und

<sup>1</sup> Viele Leute haben diesen Mann als Buchhändler in Karlsbad, wo er jetzt verstorben ist, gewiß gekannt.

<sup>2</sup> Auch unter Soden's Direction wurden Hoffmann keine Rollen gethätigt. Jeder wird hier verfügen, der Soden so genau als ich gekannt. Hartnäckigkeit und gränzenloser Geiz beherrschten diesen sonst geistreichen und der Kunst nach allen ihren Richtungen zugewandten Mann. Ich werde in meinen fortsetzenden Erinnerungen auf ihn zurückkommen, leider aber kein schönes Bild, trotz aller mir imwohnenden Pietät, aufstellen vermögen.

Cuno war ganz entgegengekehrten Charakters. Hätte der gute Mann sich nicht in den gewöhnlichen Umständen fast aller Provinzialtheater-Intendanten, d. h. in ungeschicktem, bekümmert, — der Fauch mit Cuno gegen Soden wäre so übel nicht gewesen. S. F.

<sup>3</sup> Soll heißen: aufgegeben zu sein. Siehe deshalb die weitläufigere Inhaltsübersetzung in „Erinnerungen.“ S. F.

<sup>4</sup> Eine vortheilhafte Ausrückung Hoffmann's, der er selbst in seinen bereits öfters mitgetheilten Briefen an mich nur zu oft widerpricht. Man verglicke diese und meine Bemerkungen über das Bamberger Publikum, sowohl in meinem Aufsatze über Hoffmann, als in der erscheinenden Novelle: „Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.“ (Schenklungen, bei Clafer, u. d. Titel: „Drei Novellen aus dem Leben.“) S. F.

<sup>5</sup> Nicht Graf, sondern Freiherr von Seckendorf. Die Schuld, warum dieser sich nicht um Hoffmann bekümmerte, lag größtentheils an ihm selbst. S. „Erinnerungen.“ S. F.

<sup>6</sup> Ganz anders urtheilt Hoffmann über diesen später in „Dund Berganja“ (Fantastische); denn:

— — — „der beladete hagerer Fantasten,  
Wirt' auf der Nase, Weutel an der Seite,  
Die jugendliche Hefe wohl gekostet,  
Re Welt zu weit für die verschrumpten Leiden:  
Die tiefe Männerstimme umgewandelt  
Zum kindlichen Dialekt pfeift und quakt  
In seinem Ton!

(S. „Erinnerungen.“)

ist niemand anders als dieser Generalkommissär, Freiherr von Stengel. Hoffmann's Ansicht von dem Werthe eines Mannes wird gar leicht (dies war eine Schattenseite seines Charakters) von später hinzutretenden äußeren

Einflüssen, insofern sie seine Individualität nachtheilig tangirten, verändert, und das früher von ihm in das höchste Licht gestellte Bild gewaltig verbunkelt. So auch hier. Nachdem er der Meinung Raum gegeben, Stengel sey an der Vereinigung seiner angebotenen Talia mit dem ihm verbodenen Kaufmann C. Schuld, — was auch in Wahrheit begründet worden sei, — erwiderte er mir alle seine gerühmten geistigen Vorzüge, und der früher erhabene ward später — wie hier — in den Staub getreten. (Vergl. „Erinnerungen.“) S. F.

<sup>7</sup> Die Familie Rottenhan hat viel für Hoffmann gethan. Sie war nebst der Matrilien Familie (deren Kreis seiner Talia angehörte) diejenige, die Hoffmann's geistigen Werth am meisten anerkannte und hervorzuheben wußte, und auch seine schwächeren Interessen am meisten förderte. (Man vergl. meine Briefe an mich.) S. F.

<sup>8</sup> Dies von Hoffmann gemerkte sehr ähnliche Bild befindet sich in den Händen des Criminaldirectors Hitzig.



Publikum auf eine höchst vortrefliche Weise zu einer Action verband, und so das fatale Verhältniß zwischen Darstellern und Zusehern ganz aufgehoben wurde; mir lachte das Herz im Leibe u. s. w."

Die Theaterentreprise schleppte sich von der Zeit an, wo dieser Brief geschrieben ist, noch einige Wochen fort; aber „schon im Februar.“ — so meldet Hoffmann seinem Freunde ferner unterm 25. Mai 1809, — „erklärte Herr Cuno mit einemmale der ganzen Gesellschaft, daß er insolvent sey und das Theater abgeben müsse; den Regisseur des Schauspiels, Herr Dpel, an der Spitze, motivirte sich die Gesellschaft gegen dies Verfahren, und es kam zu gerichtlichen Verhandlungen, die den faubern Herrn Director nöthigten, die Vorstellungen fortzusetzen, und die Administration der Kasse einem aus der Gesellschaft gewählten Comité zu überlassen. Daß hiebei auch nicht viel Geschmeiß herauskam, können Sie sich denken, — das Ganze kam wieder seiner völligen Auflösung ganz nahe, und nun traten die drei Hauptgläubiger des Herrn Cuno auf, und sprachen also: wir müssen, koste was es wolle, Herrn Cuno und sein Theater erhalten, denn nur auf diese Weise können wir noch zu unserm Gelde kommen, wir übernehmen daher die Direction und garantiren die Gagen den Sommer über mit 30 Procent Abzug. Die armen Schauspieler und ihr Freund, der Musikdirector, in dieser unglücklichen Zeit, wo die großen Opern mit obligaten Kanonen alles übertäuben, sagten ja, und das Ding ging auf's neue los. Die neuen Directoren zeigten sich indessen bald dem ganz getreu, was sie sind, knauserten und knickerten, machten tolle Streiche, wurden grob, so daß, wer noch auf eine andere Art ein Stück Brod erwerben konnte, das Theater ganz verließ, wie ich es denn auch that, so daß mein Contract, in dem glücklicherweise sechswöchentliche Aufkündigung bedungen war, vorigen Montag sein Ende erreicht hat, und ich nichts weiter von meinem Amte übrig behalte, als den Titel Musikdirector, den ich für künftige Fälle reserviren will. Die neue Direction besteht aus einem Zuckerbäcker, einem liqueursieder und einem jüdischen Seidenhändler!! — Und damit Sie einen Begriff von dem Geiste des neu organisirten Theaters bekommen, lege ich ihnen ein Stück Komödienzettel bei, mit der Scenerie von der Teufelsmühle."

Ungeachtet dieses traurigen Anfangs der so lange ersehnten Künstlerlaufbahn, und, obgleich die Wirkungen des Krieges damals in der Nähe von Bamberg gerade sehr fühlbar waren, mehrere der ersten dortigen Familien den Ort verlassen hatten, woher ein von Hoffmann zu unternehmendes Singinstitut, wozu er

bereits die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten, nicht zu Stande kam, und er mehrere Schüler verlor; obgleich endlich er sein Einkommen vom Theater ganz eingekürzt hatte, und es ihm schwer wurde, sich nur von einem Tage zum andern hinüber zu fristen, ruft er doch in dem schon erwähnten Briefe freudig aus: „es muß gehen, und es geht auch, da ich nun und nimmermehr Relatio ex actis u. s. w. schreiben darf, und so die eigentliche Quelle alles Uebels versiegt ist!"

Hauptsächlich erzeugte aber diese heitere Stimmung die Muße, die ihm jetzt seine gänzliche Entfernung vom Theater und dessen Geschäften gestattete, und die er zu seinen ersten artistisch-literarischen Versuchen benutzte, aus denen späterhin zum Theil die Phantasiestücke in Gallots Manier zusammengesetzt worden sind.

Er hatte nämlich in dieser Zeit an Rochlich in Leipzig, den damaligen Herausgeber der trefflichen musikalischen Zeitung<sup>1</sup>, einen Brief in seiner launigen Manier geschrieben, um eine Verbindung mit ihm und seinem Institute anzuknüpfen, und sich dadurch einen Weg in das Publikum zu bahnen. Er erzählte darin seine Gesichte, dann seine letzten Kata, und auf eine sehr lustige Weise seine gegenwärtige Lage; wie er eben gar nichts sey, gar nichts habe, aber alles wolle, er wisse nur nicht was. Das hoffe er denn nun von seinem neuen Correspondenten zu erfahren; aber es müsse, wenn irgend möglich, sogleich geschehen, denn „Hunger thue ihm weh“, wenn auch nicht seiner, doch der seiner Frau; und nur eines, das er etwa zu erfahren, würde ihm noch weher thun — Geld zu empfangen ohne Arbeit. Arbeiten wolle er; müsse es seyn, selbst schreiben; — entweder in dem Fache, welches das Volk „dummes Zeug“ nenne, oder auch in musikalischen Angelegenheiten, die am Ende denn auch wenigstens daran gränzten. Zum Beweise, daß er im letztern etwas vermöge, legte er ein Requiem bei, welches er, nachdem er Mozarts Requiem auf das genaueste sich zu eigen gemacht, bloß zu seiner weitem Bildung, Übung und Befestigung in früherer Zeit componirt hatte<sup>2</sup>.

Es wurde ihm sogleich geantwortet. Man drang in ihn zu schreiben, wie er seinen Brief geschrieben habe; man bot ihm zur Bekanntmachung die musikalische Zeitung, und von dem Verleger, was möglich an; man that ihm, um sein Verlangen genauer zu erfüllen, und auch, um ihn selbst von verschiedenen Seiten kennen und beurtheilen zu lernen, folgende bestimmtere Vorschläge: eine Erzählung oder Characterschilderung von einem Musiker auszuarbeiten, der, in spätem Jahren, ungefähr bis auf den Grab, wohin es der kessinnige Friedemann Bach gebracht, verrückt, dabei aber in seiner Kunst, wie eben jener auch, zwar verworren und launenhaft, aber groß und kühn, und nun durch die fixe Idee in seiner Einbildung, er sey Mozart oder Händel, oder solch ein Heros, theils glücklich, und näher individualisirt wäre, theils gewissermaßen komisch, und überhaupt dem Leser interessanter würde. Zugleich sandte man ihm die eben in den Händen der Notenstecher befindliche, große, herrliche Symphonie von Beethoven, aus C. Moll, in Partitur, mit dem Gesuch, darüber zu schreiben; möchte es nun eine eigentliche Rezension werden, — deren es aber bei solch<sup>3</sup> einem

<sup>1</sup> Die Vorlage lautet wörtlich so:

#### Verwandlung.

1ter Akt. 1. Scene. Herberge an der Straße des Wienerbergs. 9. Sc. Gemach auf der Straße. In der Mitte sieht man einen schwarzen hellbeleuchteten Sessel, mitten liegt auf einem Paradebett Agnes von Woodheim tot; über sie schwebt ein Lebtengemahl.

2ter Akt. 1. Scene. Zimmer im Wirthshaus am Wienerberg. 8. Sc. Gemach auf der Straße. 13. Sc. Korb. Roth. Mondschein. 15. Sc. das innere der Teufelsmühle, wo sich alle Geister in der 12ten Stunde versammeln; der Tisch, worauf Kasperle liegt, verwandelt sich in einen Müllereisel. Kasperle tritt unter scheidlichem Geplöter durch's Fenster.

3ter Akt. 1. Scene. Herberge am Wienerberg. 10. Sc. Gemach in der Herberge. 14. Sc. Burgverließ, in der Mitte hängt eine vermaledeute Lampe. Verwandelt sich dann im Kampfsitz, wo Otto liegt.

4ter Akt. 1. Scene. Herberge wie oben. 4. Sc. Gemach auf der Straße. 6. Sc. Herberge. 8. Sc. Wald mit Einsiedlerhütte. 10. Sc. Unterirdische Höhle. 13. Sc. Ländliche Gegend mit Haus und Brunnem, der Witz zerflüßigt den Müller, der Brunnem flüßt mit ihm ein. Zum Schluß verwandelt sich die Bühne in ein Rollenbrett. Ein Regenbogen im Hintergrund, in einer Schlierenwolke tritt alles versammelt.

<sup>1</sup> Verall. diese Zeitung 1822, Nr. 41, vom 9. October, woraus nachstehendes wörtlich entlehnt ist.

<sup>2</sup> Rochlich urtheilt darüber a. a. O.:

Es ist fast so lang, als das Mozart'sche, in ähnlichem Sinne gedacht, und so weit dieses Hoffmann vermochte, in ähnlichem Style verfaßt.

Wie nahe es auch an das Vorbild erinnert, noch weniger es gearbeitet worden, so fehlt es ihm doch nicht an Originalität der Erfindung, und noch weniger an Innigkeit und Kraft des Ausdrucks; die Ausführung des Zeichnens aber, — bedauert man, daß es eines Dilettanten erstes Product in diesem Style ist, — muß man bewundern.

Werke und sich einem Meister kaum bedürfe, oder einer Betrachtung darüber, eine Fantasie über die Fantasie, ein Kunstwerk über das Kunstwerk u. s. w. In zehn Tagen schon ging beides ein — Johannes Kreisler u. s. w., und der Aufsatz über Beethoven's Instrumentalmusik<sup>1</sup>.

So war denn nun Hoffmann mit einemmal auf der Bahn, auf welcher er bald ganz Deutschland bekannt und werth werden sollte, und fröhlich schrieb er selbst in sein Tagebuch: „meine literarische Carriere scheint beginnen zu wollen“. Von nun an lebt und webt er auch ganz in der Ausübung aller Kunst. Er singt in den herzoglichen Concerten, und in der Kirche in Haydn'schen Messen, componirt bald ein Miserere für den Großherzog von Würzburg, bald für das Theater, auf Bestellung des Entrepreneurs, die Kogebusch'sche Oper: das Gespenst<sup>2</sup>, bald die Gesänge zur Genoveva des Maler Müller; ein Melodram des Grafen Soben; Dina<sup>3</sup>, ein Trio aus F dur, und Canzonetten für Nagel u. s. w.; er mochte fleißig Recensionen für die musikalische Zeitung, von Witt's Symphonien<sup>4</sup>, Fioravanti's Virtuosi ambulanti, Romberg's Pater noster, Pustuchens Choräle u. s. w.; schreibt die Theaterartikel aus Bamberg für die Zeitung für die elegante Welt, zeichnet Gruppen des dortigen Bürgermilitärs, und malt große Familienbilder in Häusern, in welchen ihn der Musikunterricht bekannt gemacht hatte. Diesen ertheilte er mit großem Beifall, — im Gesange und auf dem Fortepiano, — man ergözte sich dabei an seiner pikanten Individualität; wie z. B. Frau von Redwitz, eine sehr geistreiche Dame, gegenwärtig Oberhofmeisterin der Kronprinzessin von Baiern, einst äußerte: „er verdiene, daß man ihm neben dem Honorar für seine Lectioren eben so viel für seine Unterhaltung zahle“. Doch fehlte es auch nicht an Steinen des Anstoßes für ihn auf dieser Bahn. Die Beschäftigung mit talentlosen Schülerinnen war ihm ein Gräuel, und er pflegte von einem Hause zu erzählen, daß, wenn er zu gewissen Stunden vor dessen Pforte trete, und schon im Begriff sey, die Glocke zu fassen, es ihn krampfhaft packte, und gewaltsam zurückziehe, indem ihm alle Qualen deutlich vor die Seele treten, die der Unterricht der stumpfen und geistlosen Kinder in dieser Familie ihm verursache<sup>5</sup>.

So verstrich ihm das Jahr 1809.

In dem folgenden, 1810, begann für ihn eine neue Thätigkeit. Holbein, sein alter Bekannter aus Glogau<sup>6</sup>, kam nach Bamberg, um die Leitung des Theaters zu übernehmen. Sein Personal, sowohl für das Schauspiel, als für die Oper war vorzüglich. Es genügt z. B. die Kenner, die damals noch in ihrer Blüthe stand, und unter den Sängern, Bader, jetzt in Berlin, Rödel und Madame Köhl zu nennen. Was konnte dem neuen Unternehmer erwünschter seyn, als einen Gehülfen in den Directionsgeschäften, wie Hoffmann, zu finden! Holbein selbst, ein sehr geschickter Maschinist, unterrichtete ihn in den Geheimnissen dieser Kunst practisch, während Hoffmann aus allen Büchern, die er nur zusammenbrin-

gen konnte, die Theorie mit dem Feuerifer, den man an ihm schon kennt, studirte, und so war er bald bei der neu organisirten Bamberger Bühne Theatercomponist, Decorateur und Architect<sup>7</sup>, wobei ihm noch ein großer Theil der Last der ökonomischen Einrichtung und der Leitung in Beziehung auf das Repertoire zufiel. Doch dieß alles, weit entfernt ihn zu erdrücken, gab ihm einen Schwung, wie er ihn bis dahin noch nicht genommen. Wirklich begann auch, mit Holbein's Erscheinen, eine wahrhaft glänzende Periode für das Theater zu Bamberg. Alle classischen Opern, besonders Mozart'sche, setzte man in Scene, und in dem reitirenden Schauspiel wurde bald gewagt, wovon man sich früher dort kaum hatte etwas träumen lassen.

Es hatte sich nämlich eine Art von Kunstverein gebildet, welcher in Hoffmann, dem Director Marcus, Professor Klein, Professor Lichtenthaler, Doctor Weiß, Doctor von Erzdorffkuper, Buchhändler Kunz<sup>8</sup> u. s. w., sehr thätige und einsichtsvolle Mitglieder besaß, und auf das Urtheil des Publicums sehr günstig einwirkte. Dieser Verein wußte Holbein dazu zu bestimmen, die Calderon'schen Stücke zu einer Zeit auf die Bühne zu bringen, wo man nur erst in Weimar mit dem standhaften Prinzen einen solchen Versuch gemacht hatte.

Das neue Beginnen gelang über alle Erwartung, und durch die ausgezeichneten Leistungen des vorzüglichen Schauspielers Brandt und Holbein's, durch das, was dieser und Hoffmann in neuen Decorationen, Maschinerien, Musikbegleitungen, vorbereitet hatten, so wie durch die Aufmunterungen des Kunstvereines, wurde erreicht, daß jene Calderon'schen Stücke, namentlich „die Andacht zum Kreuz“, oft bei überfülltem Hause und mit dem höchsten Beifall gegeben werden konnten.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Von der Fülle seiner Compositionen für das Theater ist schon gesprochen worden; aber auch von seiner Thätigkeit als Architect und Decorateur finden sich in seinem Nachlaß die schönsten Spuren vor. Wohnungen in der Perspective, um sich in dieser schweren Kunst festzusetzen, und sander in Ordnung ausgeführte Entwürfe zu Decorationen, von denen er, hauptsächlich zu Klein's Kabinchen von Hellerrom, Calderon's Andacht zum Kreuz, zum standhaften Prinzen, der Bräute von Montebie u. s. w., ausgezeichnet schöne ausgeführt hat. *Contos.*

S. 5.

<sup>2</sup> Dieser sehr geübte Freund aller Kunst, zugleich Wein- und Buchhändler, hat für Hoffmann, während der Zeit seines Aufenthalts zu Pommern, ungemein viel gethan, und wurde auch Verleger seiner frühsten Gesellschafterzeitung, der Fantasiestunde in Casot's Manier, die jetzt Brodhans in Leipzig an sich gekauft hat.

Hierdurch ist derselbe mit dem Contract, den Hoffmann und Kunz über jenes Werk geschlossen, bekannt geworden, und hat sich veranlaßt gesehen, denselben dem Publicum in Nr. 1. des literar. Conversationsblattes für 1825, als einen Beitrag zur Charakteristik Hoffmann's mitzutheilen.

Da er dieß unstrittig ist, und zeigt, wie inner auch dem trockensten Geschäfte eigenenthümliches Leben einzuhauchen verstand, so wogern Eingang und Schluß des Vertrages hier dem Andenken aufbewahrt werden.

„Es hat sich begeben, daß Herr Kunz, nachdem er für die Verbreitung der Literatur auf mehrfache Weise gezeugt, mit großer Vorliebe für jedes literarische Geschäft, sich auch entschlossen, eigene Verlagswerke an's Licht zu stellen, wogegen der Musikdirector Hoffmann, der eigentlich nur Noten schreiben sollte, sich auch nicht ohne Glück auf mannigfache Art in das literarische Feld gewagt. Beide, in Freundschaft stehend, wählten sich nun in ihren literarischen Bemühungen möglichst unterstügen, damit das fernere Gedeihen ihnen Früchte bringe, und haben die nähere Art und Weise ihres literarischen Bundes in folgenden Punkten unabweislich festgesetzt.“

Hier folgen in 6 Paragraphen die Bestimmungen über den Verlag der 4 ersten Werke Hoffmann's, — der nachmaligen 4 Bände der Fantasiestunde; — dann der Schluß.

„In dem heiligsten Glauben, daß dem gefühlvollsten Bande Gutes entspreche werden, haben die Contrahenten in Freundschaft und gutem Willen den Contract, so wie folgend, durch ihre Namensunterschrift vollzogen und abgeschlossen.“

So geschahen Bamberg den 18. März 1815.

Hoffmann, Musikdirector.

Kunz.

<sup>3</sup> Hoffmann hat von diesem Erfolge in einem kurzen Aufsatze über die Ausführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg Rechenschaft abgelegt. Dieser ist zwar in den Mittheilungen für 1812 schon einmal abgedruckt, aber jetzt nicht mehr zugänglich; und der Herausgeber hat es darum für zweckmäßig erachtet, ihn, als Beilage zu diesem Abschnitt, der Gesellschafterzeitung zu entnehmen.

<sup>1</sup> Siehe Fantasiestunde in Collet's Manier.

<sup>2</sup> „Was soll und was will ich nicht alles! Nur Muth und Ausdauer!“ ruft er, bei dieser Gelegenheit, in seinem Diarium aus. Uebrigens bemerkt er später: „Das Gespenst aufgeführt, — total misrathene Darstellung, — dem Aussehen nahe.“

<sup>3</sup> Dieß wurde am 11. October 1809 aufgeführt, und fand so großen Beifall, daß das Publicum noch verdrängter Vorstzung den Componisten heranzief. Er zeigte sich im Orchester, auf der Erhöhung des Directors, und dankte mit einer Verebnung.

<sup>4</sup> „Opus 1. dieser Art,“ heißt es im Togetuch; „es ging besser, als ich gedacht hatte.“

<sup>5</sup> Beleg. Erinnerungen.

<sup>6</sup> Siehe 2tes Resümé.

Auch das gesellige Leben Hoffmanns gestaltete sich in diesem Abschnitte seines Bamberger Aufenthalts auf das Angenehmste. In der Kofee, einem Gasthause, worin das Theater war, versammelte sich jeden Abend nach dem Schauspieler ein sehr interessanter Kreis vorzüglicher Männer, worunter Holbein, Bader, Brandt, Dittmaier, Bode u. a. Es wurde über Kunstgegenstände gesprochen, man ergözte sich durch Musik und Gesang, gab oft Soupers, an denen ausgezeichnete Künstler, z. B. die vorzügliche Sängerin Köhl, Theil nahmen. Die Seele dieser Gesellschaft war aber Hoffmann, stets übersprudelnd von Geist, Witz und Laune, alles erheitern und belebend<sup>1</sup>. Häufig wurden auch Lantpartien, besonders nach dem beliebten Lustort Bug unternommen. Hoffmann fehlte nirgends, und Bug sah ihn fast jeden Tag.

Das folgende Jahre 1811 vertrieb ihm auf gleiche Weise in künstlerischer Thätigkeit aller Art. Was seine äußere Stellung betraf, so war er nunmehr von Holbein, als wirklicher Theaterarchitect, mit 50 Gulden monatlichen Gehalts in Gold genommen, und dadurch seine Lage fixirt worden; an vollständigen Compositionen lieferte er in diesem Jahre eine Oper „Aurora“, vom Grafen von Soden, und dessen Melodrama, Saul; außerdem eine beträchtliche Zahl von einzelnen Musikstücken zu Schauspielen und Balletten, die im Theater gegeben wurden. Ferner entwarf er die Cartons zur Ausmalung eines Thurms in der von dem Director Marcus erkaufen, bei Bamberg gelegenen herrlichen Altenburg, eine Vorbereitung zu einer Arbeit, die er späterhin mit Liebe ausführte<sup>2</sup>. Nichts desto weniger war seine Lage von manchem Drückend'n nicht frei. Er konnte bei seinem mäßigen Einkommen, und da sowohl er als seine Frau öfters von Kränklichkeit heimgesucht wurden, es nicht vermeiden, Schulden zu machen, und es möchte ihm wohl nichts Erwünschteres haben begegnen können, als daß er am Schlusse des Jahres die Nachricht erhielt, daß der in Königsberg verstorbene, aus dem ersten Abschnitt wohl bekannte Danke Otto, der Justizrath, ihn zum Universalerben eingesetzt, und dieser Nachricht auf Abschlag der Erbschaft bald ein Wechsel über 500 Thaler folgte, der ihm die Mittel gab, sich seiner Verbindlichkeiten gegen seine Gläubiger zu entledigen.

Für die Geschichte seines Herzens ist aber der März des Jahres 1811 von besonderer Wichtigkeit. Am 1ten lernte er im Bamberg Maria von Weber kennen, der bis an sein Ende sein Freund geblieben ist, später seine Undine in der allgemeinen musikalischen Zeitung liebevoll gewürdigt, und mit Hoffmann wohl zuletzt zusammen getroffen ist, als er im Jahre 1821 seinen „Freischütz“ den entzückten Berlinern brachte; — am 30. März aber besuchte er Jean Paul in Bayreuth, der ihn freundlich empfing, und in dessen Gattin er eine alte Bekannte, die der Familie seines Oheims in Berlin<sup>3</sup>, sehr nahe gestanden, wieder fand.

Das nächstfolgende Jahr 1812 kündigt sich in Hoffmanns Tagebüchern als ein sehr buntes an.

Bald zu Anfange desselben wurde er zu einem Festmahle bei den Capuzinern geladen<sup>4</sup>, wo ihn die Er-

scheinung des Priors, eines interessanten Mannes, der lange in Rom gelebt, anregte, und er sich durch die religiöse Umgebung, — so sagt er wörtlich: — „in eine gemüthlich eraltirte Stimmung“ versetzt sah. Er hat, wie er dem Herausgeber später oft erzählte, die hier erhaltenen Eindrücke in den Skizzen des Teufels, und im Later Murr, bei den Schilderungen aus der Klosterwelt, zum Grunde gelegt.<sup>1</sup>

Nachdem er ferner in diesem Winter viel — getanzt, was weder früher noch später sonderlich sein Fall war, machte er im März über Erlangen eine Reise nach Nürnberg, deren Spuren in „Meister Martin und seine Gesellen“ u. a. a. D. leicht wieder zu finden sind.

Auch die Jagd fing an, ihn zu beschäftigen. Er blieb hier wie überall kein Stümper, und triumphirend verzeichnet er am 15. October in seinem Diarium: „ein Reh geschossen, und mich geseut.“<sup>2</sup>

Im Juni zog er für einige Zeit auf die Altenburg, und das Eremitenleben in dieser reizenden Umgebung wäre ihm noch behaglicher gewesen, wenn ihn nicht das übelste Wetter hinauf verfolgt hätte.

Im Juli nahm es mit seinem Schicksal von neuem eine traurige Wendung. Holbein entsagte dem Theater, und dadurch verlor auch Hoffmann sein festes Einkommen. Die Erbregeulirung in Königsberg zog sich in die Länge, und es blieb die erwartete Hülf von dort aus; die frühere Geldnoth trat bald wieder ein, und stieg Schritt vor Schritt bis auf einen so hohen Grad, daß sich unterm 26. November das betrübte Notat findet: „den alten Rock verkauft, um nur essen zu können.“<sup>3</sup> In all' diesem Druck erscheint die Thätigkeit Hoffmanns um so bewundernswürdiger. Außer der (nicht erhaltenen) Composition einer Oper, mehrerer Arien<sup>4</sup>, Duettinen, eines großen Harfenquintetts u. s. w., lieferte er bedeutende Recensionen für die allgemeine musikalische Zeitung; z. B. von Beethoven's Trio's, und Messe, der Classe von Mehul u. s. w.; schrieb im Juni, Johannes Kreischer's Gedanken über den hohen Werth der Musik, und im September den Don Juan<sup>5</sup>, übernahm für den Verlag von Breitkopf und Härtel die schwierige Uebersetzung einer damals neuen französischen Violinschule, die, nach seinem Urtheil, neben vielem Guten viel Widerförmiges enthält, und malte vor allen Dingen eine Anzahl der heterogensten Gegenstände, z. B. einen ägyptischen Tempel, 17 Fuß hoch, zur Verzierung des Casino's bei einer feierlichen Gelegenheit, und mehrere Familienbilder, die Kinder seiner Freunde vorstellend; die Decorationen zur „Entdeckung von Amerika“, — wahrscheinlich Klingemanns Columbus, — einen Genius der Kunst, für den Vorhang des Theaters zu Würzburg, einen Saal im Hause des Director Marcus u. dergl. mehr. Diese letztere Arbeit, verbunden mit einer Wandzeichnung, auf welcher sich alle merkwürdigen Figuren Bamberg's präsentiren, so wie der früher erwähnte Thurm in der Altenburg, in welchem die Geschichte der Gefangennehmung des Grafen Adalbert von Babenberg dargestellt ist, und wo man ihn selbst unter der

<sup>1</sup> Die ausführliche Beschreibung dieser Abende enthalten die „Erinnerungen.“ S. 8.

<sup>2</sup> Siehe ebendas. S. 8.

<sup>3</sup> Siehe den zweiten und dritten Abschnitt.

<sup>4</sup> Wie Jean Paul Hoffmann durch die herrliche Vorrede zu den Fantasiestücken dem deutschen Piquevollem ankündet, ist bekannt. Er hat ihn auch später nicht aus den Augen verloren, und was er dem Verleger im Herbst 1822 in Bayreuth über ihn sagte, war diesem aus der Seele gesprochen; verwundern mußte er insbesondere, wie unendlich richtig der wiederholt große Scherz sich den Wünschen Hoffmanns, den er nur so wenig gesehen, aus seinem Munde kühnlich hatte.

<sup>5</sup> Dieß Festmahle, wie die darauf verzeichnete Retoutemacht s. „Erinnerungen.“ S. 8.

<sup>1</sup> Im Tagebuch steht bei einer solchen Veranlassung: „herrliche, patriotisch-höllische Köpfe der Capuziner. Wandtue: „mors certa, hora incerta, una ex his. Fantasiereis; aber auf der Retoute ganz aus dieser Stimmung herausgenommen.“

<sup>2</sup> Kein Reh geschossen. Siehe den ganzen Abschnitt: „Hoffmann als Jäger.“ Erinnerungen. S. 8.

<sup>3</sup> Vergleiche ebendas. S. 8.

<sup>4</sup> Zwei haben: „preudi, l'arcier si rendo und mi lagnero taendo.“

<sup>5</sup> Die Duettinen und das Quintett finden sich im Nachsatz handschriftlich vor.

<sup>6</sup> Siehe Fantasiestück.

Zahl der den Gefangenen umgebenden Ritter leicht erkannt, sind jetzt noch wohl erhalten.<sup>1</sup>

Nach beschäftigte er sich um diese Zeit ernstlich mit dem Entwurfe zu den, mehrmals im Musikcatalog unter den künftig zu erwartenden Schriften, angekündigten „lichten Gründen eines wahnsinnigen Musikfers“, in welchen er seine Ansichten der Musik, vorzüglich aber der innern Structur der Tonstücke auszusprechen beabsichtigte. Eben so war es in diesem Jahre im Julius, wo er auf der Altenburg von der Idee erfaßt wurde, daß in der Fouqué'schen Undine ein herrlicher Stoff zu einer Oper liegen müsse. Er schrieb deshalb an seinen Freund H zig in Berlin, und forderte dessen Meinung. Dieser antwortete, vollkommen seiner Ansicht beipflichtend, und mit umgehender Post erfolgte mit Hoffmann'scher Post die Aufforderung: „Sollte sich denn unter Ihren gemüthvollen poetischen Freunden nicht einer finden, der zu überreden wäre, die Bearbeitung der Undine für mich zu übernehmen? Meine Ideen würde ich schriftlich in extenso mittheilen, ohne den Dichter im mindesten zu geniren; aber ich müßte nicht gar zu lange auf den Dert warten dürfen. In Gedanken componire ich jetzt nichts, wie die Undine. Der kräftige, wunderbare, warnende Rhein-Kühlebörn ist keine läßliche Pasparchie; so wie der alte Fischer sich bei der Exposition in einer ganz gemüthlichen Romange vernehmen läßt. Sie kennen mich, wie sehr mich eine Idee ergreifen und begeistern kann.“

H zig, dem Fouqué seit lange als ein vertrauter Freund nahe stand, war es leicht, diesen selbst zur Bearbeitung des Operntextes zu bewegen. Das hatte Hoffmann nicht zu erwarten gewagt; sein Entzücken darüber war unaussprechlich. „Ihr letzter Brief“, schreibt er an den Vermittler, „ihre Nachrichten von Fouqué und Undine haben mir eine wahrhaft kindische Freude verursacht. Zu allen meinen Freunden bin ich gelaufen mit Ihrem Briefe in der Tasche, und in dem obersten Rheinwein hat Freund Kunz mir die Vereiniung mit Fouqué zu einem Kunstproben zugestimmt.“ — „Mache ich keine geschickte Composition, so bin ich ein Esel, und es soll forthin nicht mehr von mir die Rede seyn unter gemüthlichen Menschen und Freunden.“ — „Wie sehr, wie gar sehr habe ich Ihnen, mein lieber, theuerster Freund, für Ihre Bemühungen zu danken; ich fühle es ganz, welche seltenes Glück mir dadurch beschieden, daß ein Dichter wie Fouqué für meine Noten arbeitet! — Ich schicke Ihnen den offenen Brief an ihn, nebst Opernplan. Haben sie die Güte, ihm (dem zc. Fouqué nämlich, nicht dem Opernplan) zu insinuiren, daß vorzüglich gedrängte Kürze bei Opernversuchen nöthig sey; ich habe nichts sagen mögen, um nicht anmaßend zu scheinen. Seine Verse sind übrigens so musikalisch, daß ich nicht die mindeste Sorge für's Componiren trage; hat er Bedenken Rücksichts der Terzette, Quartette zc., so ist jedes schilländerische Opernbuch zum Orientiren am besten, weil gerade dieser homuncio das für den Componisten Vortheilhafte in der Form am besten weg hat.“

Im Oktober sandte ihm der Dichter die ersten Proben seiner Arbeit. Wie zufrieden Hoffmann damit war, geht aus einem Briefe an H zig hervor.<sup>2</sup> „Daß Fouqué, meinem Plane entgegen, mit einem Terzett anfängt,

ist mir darum ganz recht, weil es so kurz und rund gehalten ist, daß es der größern musikalischen Masse, die sich mit dem Anfange des Unwetters bildet, keinen Abbruch thut; dagegen ist es mir, wie Sie wohl denken können, auf eine überraschende Art angenehm gewesen, Fouqué's Verse so ganz zur Composition geeignet, so ganz sich in die Formen der Musik schmiegend, zu finden. So wie ich das Terzett las, habe ich es gesungen und gefeiert“.

Im November ging das vollständige Manuscript zur Oper „Undine“ in Bamberg ein. „Die Undine erhalten“, schreibt Hoffmann unterm 14ten in sein Tagebuch, — „höchst vorzügliches Meisterwerk; sie den Freunden vorgelesen; höchst glückliche Stimmung!“

Eider hielt diese, in der gedruckten äußern Lage, in welcher er sich damals befand, nicht an. In der Sylvesternacht machte er den traurigen Vermerk: „etel, schaal und oberflächlich.“

So schleppte es sich in das nächstfolgende Jahr hinüber.

Der erste Januar 1813 beginnt mit dem Ausruf: „Unter den schlechtesten Auspicien, im höchsten Druck der Umstände, ist das neue Jahr angegangen; — wie wird das werden!“

Bald aber wird die Luft heiterer. Hoffmann möge mit eigenen Worten berichten.

„9. Januar. Seit lange der erste frohe Tag; nämlich 36 Rthl. Honorar aus Leipzig erhalten.“

„10. Februar. Neue Anregung durch den Titus, dessen Aufführung ich beigewohnt. Ehre. Selbstgefühl: auch'io son pittore!“

„17. Februar. Mit Glück am Berganza gearbeitet.“

„25. Februar. Endlich ganz unerwartet aus Königsberg 485 Rthl. sächsisch bekommen. Aller Kummer ein Ende. Abends auf dem Maßball als Masfetto in dem Zuge des Don Juan.“

„27. Februar. Ganz unerwartet Brief von Leipzig erhalten, worin mir Jos. ph Seconda die Musikdirektorsstelle in Dresden anbietet.“

„13. März. Brief aus Leipzig von Köchlich, der meinen Entschluß, Musikdirektor bei Seconda zu werden, bestimmt.“

„18. März. Den Brief erhalten, der meine Anstellung bei Seconda richtig macht. Große Freude!“

Nur bis zum 21. April blieb er noch in seinen alten Verhältnissen; an diesem Tage verließ er Bamberg.

Wißt man nun einen Rückblick auf sein dortiges Leben, dessen äußere Umrisse bisher gegeben worden, so wird manches in der Entstehungsgeschichte seiner ersten schriftstellerischen Versuche deutlich; zur vollen Klarheit gelangt man jedoch darüber nur, wenn man eine beständige Gemüthsanregung, die er in den letzten Jahren seines Bamberger Aufenthalts dort gefunden, näher in's Auge faßt.

Dies war eine, ob wahre, ob eingebildete, — wer sollte dies zu entscheiden wagen, da er es selbst nicht vermochte. — unwiderstehliche Leidenschaft für eine seiner Schüler:innen im G-fange, die er in seinem Aufsatze ombra adorata, in dem Berganza und an mehreren Orten als Cécilie u. s. w.,<sup>3</sup> sich zu verherrlichen

<sup>1</sup> Nämlich 1825, wo die erste Auflage dieses Werks erschien. (Vergleiche die vorstehende Anmerkung). S. 3.

<sup>2</sup> Siehe Erinnerungen. S. 3.

<sup>3</sup> Der Verfasser hat sich zur Aufnahme dieser Stellen veranlaßt gesehen, weil gerade der Anfang der Oper mit einem Terzett am meisten getadelt worden ist, und man auch bei deren nächstfolgend zu erwartenden Wiederholung auf der Berliner Bühne, so viel ihm bekannt, hinein eine Aenderung getroffen hat.

<sup>1</sup> Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza. Fantastische. (Siehe den ganzen Abschnitt in den „Erinnerungen, der Hund Fessur und der Hund Berganza.“) S. 3.

<sup>2</sup> E. Erinnerungen. S. 3.

<sup>3</sup> Nach dem mehrerwähnten Aufsatze von Köchlich in der allgemeinen musikalischen Zeitung, hatten Hoffmanns Bekannte in Leipzig es wohlwollend eingeschrieben, daß Seconda's Wahl auf ihn fiel, und statt seiner einen beträchtlichen Gehalt unterhandelt, als er selbst verlangte.

<sup>4</sup> Siehe Revueblatt und Berganza. Fantastische a. d. o. o.

bemüht hat. Das interessante Mädchen wurde einem, ihrer durchaus unwürdigen, Gatten zu Theil, und dieß, indem es seine Neigung mit Eifer suchte, — bei seinem Charakter ein doppelt freßendes Gift — versetzte, fachte die Gut in seinem Innern zu einer wahren Hölle an. Seine Tagebücher sind voll der extravaganteren Selbstanschauungen und Selbstqualereien aus dieser Zeit; vorzüglich schien er in manchen Augenblicken sich selbst völlig objectiv geworden, das Lächerliche tief zu fühlen, welches in dem Contraste seiner ganzen Erscheinung, mit der Rolle eines unerhört schwächenden Anbeters einer Schönheit im ersten jugendlichen Alter liegen mußte. Fast alle seine Notizen aus dieser Periode beweisen, wie schwer er an dem Joche trug, welches ihm eine, ihm sonst so verhasste Sentimentalität auflegte, z. B.: „Sehr komische Stimmung; Ironie über mich selbst, ungefähr wie im Schafopfer, wo die Menschen um ihr offenes Grab tanzen.“ — „Am 11. März punkt 8 1/2 Uhr war ich ein Esel.“ — „Ganz schrecklich gestimmt, weil ich mich zu überzeugen glaubte, daß ich am 21sten, 26sten, 28sten, 30sten, 31sten und 1sten ein großer Affe gewesen.“ — „Ich fühle mich kindisch und eschhaft, und das von Rechts wegen.“ — „Göttliche Ironie, herrliches Mittel, Verrücktheit zu bemänteln und zu vertreiben, siehe mir bei! Jetzt wird es Zeit in litteris zu arbeiten!“ — „Abends mich mit Mühe heraufgeschraubt durch Wein und Punsch; es ist merkwürdig, daß beständig sich K. und Musik im Kopfe drehen.“ — „Wenn ich mich selbst fantasmatisire, so hat niemand was d'rein zu reden.“ — „Innerer Wurmfratz u. s. w.“ — „Eraltirte Stimmung. — Ahnungen seltsamer Ereignisse, die dem Leben eine Richtung geben, oder — es enden. Incurstirter Gedanke, — eine Pistole“ (diese ist dabei gezeichnet). — „Ich habe Ursache, mit mir zufrieden zu seyn, indem ich planmäßig mit Ueberlegung gegen eine Stimmung ankämpfe, die nichts als Verderbliches herbeiführen kann u. s. w.“

Ob dieß nun alles so tief gegangen oder nicht, darüber möge dem Urtheil der Leser nicht vorgegriffen werden; die Aften, aus denen sie es zu sprechen haben, sind folgende Stellen des Diariums:

Am Verlobungstage<sup>1</sup>: „Il colpo è fatto! Ella è diventata la sposa di questo maledetto M., e mi pare, che tutta la mia vita musicale e poetica è smorzata; bisogna prender una risoluzione degna d'un uomo, com'io credo essere; questo era un giorno del diavolo!“<sup>2</sup>

Am nächstfolgenden Tage: „Mit den Verlobten gewesen. Heitere Stimmung. E già passato, ed'io credo, che l'immaginazione fece molto.“<sup>3</sup>

Am dritten Tage: „Herrlicher Brief von H. H. Fouqué selbst bearbeitet Undine. Künstlerisch-eraltirte Stimmung.“

Am vierten Tage: „Mit den Verlobten. Die Stimmung ist in ein decrescendo übergegangen, und ich sehe ein, daß ein großes Fantasma mich täuschte.“

Vier Monate nachher: „—'s Hochzeitstag. Mittagss-Monats-Diner in der Rose; sich bechampagnert un poco mit H. — Abends in der Rose geblieben; ma senza exaltazione! Die alberne Periode in Rücksicht —'s ist ganz vorüber.“

Acht Jahr: nachher<sup>4</sup>: — Hoffmann hat von der gren-

<sup>1</sup> Diese Bemerkungen stehen im Tagebuche, in italienischer Sprache, wortlich so, wie sie hier mitgetheilt werden.

<sup>2</sup> Es ist zu sehen. Sie ist die Frau des verurtheilten — geworden, und dadurch löst mir mein ganzes unirdisches und poetisches Leben aufgeschicht. Jetzt kommt es darauf an, einen Entschluß zu fassen, würdig eines Menschen, wie ich einer zu seyn glaube. Das war ein entscheidender Tag!

<sup>3</sup> Es ist schon verübet, und ich glaube, die Einwirkung hat viel gethan.

<sup>4</sup> Zwei Jahre vor seinem Tode.

zenlos unglücklichen, damals in der Auflösung begriffenen Ehe —'s gehört, und schreibt an einen Freund, der Hoffnung hatte, sie zu sehen: „Sagen Sie ihr in einem Augenblicke des heitern Sonnenscheins, daß ihr Andenken in mir lebt; darf man das nämlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt ist, was im geheimnißvollen Regen des höhern Geistes uns die schönen Träume bringt von dem Ent-tücken, dem Glück, das keine Arme von Fleisch und Wein zu erfassen, festzubalten vermögen. Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzengüte, aller Himmelsanmuth, wahrhaft weiblichen Sinn's, kindlicher Jugend, das mir ausstrahlte in jener Unglückszeit achrentlicher Finsterniß, mich nicht verlassen kann bei dem letzten Hauch des Lebens; ja, daß dann erst die entfaltete Psyche jenes Wesens, das ihre Selnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, recht erschauen wird im wahrhaftigen Seyn!“

### Neunter Abschnitt.

Dresden und Leipzig 1813 — 1814.

Die Reise Hoffmanns von Bamberg nach Dresden war nicht ohne Abenteuer. In Reichembach, in Weise und an noch einigen andern Orten mußten er und die Frau mit Kosaken und Kalmücken auf einer Streu übernachten. Am 25. April 1813 kam er in Dresden an. Er fand Secconda nicht; sein Geld war ihm auf der Reise ausgegangen<sup>1</sup>, die trübste Stimmung bemächtigte sich seiner; da ging er am nächstfolgenden Morgen in die katholische Kirche, und ein herrliches Requiem von H. H. gab ihm neuen Muth; am Nachmittage aber führte ihn sein Glücksstern in das Link'sche Bad, wo er mit dem geheimen Staatsrath von Stagemann aus Berlin ganz unerwartet seinen Hippel, nun als Staatsrath, beide in Begleitung des Staatskanzlers von Hardenberg fand. Sein Entzücken ist leicht zu ermessen. Im Umgange so trefflicher Freunde, zu denen sich auch Bartholby gesellte, verfloßen ihm ein paar der glücklichsten Tage. Am 1. Mai erhielt er einen Brief von Secconda, der ihn nach Leipzig beschied; er zögerte, auf Hippel's Rath, wegen der Kriegerunruhen und der Unsicherheit der Straßen, mit seiner Abreise; und schon am 7. Mai sah er sich auf die unangenehmste Weise von dem kaum wiedergefundenen Freunde seiner Jugend von neuem getrennt. Am Morgen dieses Tages nämlich hatte ein Geschäft Hippel von der Neustadt, — Hoffmann wohnte in der Altstadt, — entfernt, und gestattete ihm erst in der Nacht die Rückkehr. Am 8ten wollten beide Freunde zu einander eilen; allein die Brücke war nur für Truppenzüge noch zugänglich, für Fußgänger gesperrt. Hippel folgte dem Staatskanzler, und Hoffmann sah ihn für jetzt nicht wieder. Von nun an, bis zum 19ten, enthalten die Tagebücher des letztern die buntesten Kriegsszenen; er war überall, wo es etwas zu sehen gab, mitten inne, und wäre am 9ten, dicht am Schloßthor, wo die Kugeln zischend an die Mauer anprallten, und wieder zurückschlugen, beinahe getödtet worden. Mitunter arbeitete er auch, z. B. die Reigenion einer Wilm'schen Symphonie für die allgemeine musikalische Zeitung. Am 19ten früh erhielt er endlich das längst erwartete Reisegeld von Secconda. Er machte sogleich Anstalten zur Abreise, packte ein, sah Abends einen seiner Dresdner Freunde bei sich, und — so beweglich war nur Hoffmann — schrieb noch

<sup>1</sup> Ueber das Verhältniß zu seiner Julia, die wie ein gelebter Faden durch alle seine Schriften läuft, ist in den Erinnerungen weitläufig gesprochen.

S. 8.

<sup>2</sup> S. Hoffmann's ersten Brief aus Dresden an mich.

S. 8.

den Anfang eines Magnetiseurs<sup>1</sup>, wie es in den Notizen für diesen Tag heißt, „mit großem Glück.“

Am 20ten früh reiste er von Dresden, mit der Leipziger Postkutsche, in der gemüthlichsten Stimmung ab, ohne Ahnung von dem entsetzlichen Schauspiel, dessen Zeuge er bald werden sollte. Auf dem Wagen befand sich nämlich nebst mehreren französischen Offizieren, ein neuvermähltes Ehepaar, Appellationsrath Graf F., mit seiner jungen Gemahlin, die nach ihrem bei Meissen gelegenen Gute reisten. Sie hatten die Post gewählt, weil sie für ihre eigenen Pferde, bei den streifenden Truppen, Gefahr fürchteten, und scherzten noch mit einander über die in ihrem Stande so ungeröhnliche Art, eine Reise von einigen Meilen zu machen. Die Gesellschaft unterhielt sich eben auf das heiterste, als die Postkutsche kurz vor Meissen, von einem Hindernisse gehemmt, umschlug; die Passagiere mehr oder minder schwer verwundet, krochen mühsam unter den Postfüßen, die über sie hingeführt waren, hervor; nur die junge Gräfin fehlte, und es währte nicht lange, so entdeckte man ihren zerschmetterten Leichnam, nachdem man eine große Kiste davon hinweggewälzt hatte. Diese furchtbare Begebenheit würde ohne Zweifel einen noch tiefern Eindruck auf Hoffmann's reißbares Gemüth gemacht haben, als es der Fall war, hätte ihn nicht eine ihm noch näher liegende Sorge zurückgedrängt; seine Frau hatte nämlich eine tiefe Kopfwunde erlitten, und schien im ersten Augenblicke tödtlich verwundet. Man holte eine Portschaise aus dem ganz nahe gelegenen Meissen, wo sie eine ihnen völlig fremde Familie, die des Senators Goldberg, freundlich aufnahm und mit Wein erquickte; Hoffmann selbst war, wenn gleich nicht verwundet, doch am ganzen Körper zerschlagen; er führte sodann seine Frau in einem Tragsessel in den Gasthof zur Sonne, und hier wurde ihr der erste chirurgische Verband angelegt. „Was werde ich noch alles erleben!“ schreibt er am Abend dieses Tages in sein Journal: „Gott sey nur Dank, daß meine Frau lebt und außer Gefahr ist, wie mir die Chirurgen versichern.“

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Meissen wurde die Reise nach Leipzig fortgesetzt.

Hoffmann traf mit der noch immer sehr leidenden Frau am 23. Mai, Nachmittags um 3 Uhr dort ein, und am 24. früh hält er schon am Flügel die erste, am 25. aber die Dreisterprobe einer neuen Oper, und ist völlig als Musikdirector des ihm ganz fremden Theaters eingerichtet. Doch will es mit der Seconda'schen Entreprise in Leipzig jetzt nicht fort; der Director sieht sich genöthigt, die Erlaubniß nachzusuchen, nach Dresden zurückzukehren, um auf dem dortigen Hoftheater zu spielen; er erhält sie, und vier Wochen später, am 24. Juni, sieht Hoffmann schon wieder auf einem elenden Kisteiwagen, um nach Dresden zurückzukehren. Dort angekommen, miethet er sich in der Allee ein, kämpft von neuem mit großer Geldnoth, tröstet sich, was ihm nie schicksal, indem er Hand an ein neues Werk legte, nämlich am ersten Juli die Composition der *Undine* anfangend, und ging so der großen Katastrophe entgegen, die in den letzten Tagen des August über Dresden hereinbrach.

Es ist nur nöthig gewesen, dieß alles in flüchtigen Strichen aus seinem Tagebuche anzudeuten, da sich ein Brief aus dem Juli an Doctor Speyer in Bamberg vorfindet, der mit lebenswürdiger Laune ein ausgeführtes Gemälde dieses kurzen Lebensabschnittes gibt.

„So wie Sie in Bamberg“ — schreibt er dem Freunde

— „im tiefsten Frieden leben, so habe ich in Leipzig, wie mitten im Kriege selbst, jezt, während des Waffenstillstandes, gelebt, und zum erstenmale in meinem Leben ein nicht unbedeutendes blutiges Gefecht, aus geringer Entfernung, vertrauend auf meine Schnelligkeit, angesehen; es war die Affaire, welche am 7. Juni, Vormittags 9 Uhr, vor den Thoren von Leipzig stattfand. Die späteren Auftritte zwischen den Preußen und Franzosen, die durch ganz eigene Mißverständnisse erzeugt wurden; Leipzigs Belagerungszustand u. s. w. übergehe ich, da sie aus den Zeitungen bekannt seyn werden. — Ich komme zu meinen Dienstverhältnissen. — Den Seconda habe ich ganz so gefunden, wie ihn mir Hochlig schilderte — ein lieber, ehrlicher, dummer Mann, der 25 Jahre hindurch die Maschine gedreht hat, wie der Esel die Walkmühle; er strich seine 4 bis 5000 Rthl. monatlich ein, und gab sie wieder aus; — so wie aber das Ding etwas aus dem Gleise kommt, verliert er den Kopf, und weiß sich nicht zu helfen. — In jener so unruhigen Zeit blieb natürlicherweise das Theater leer, ja wir konnten nicht einmal spielen, da oft plötzlich, vor der Theaterzeit, der Generalmarsch geschlagen, und die Thore gesperrt wurden. Herr Seconda erklärte daher am 8. Juli ganz kaltblütig: er müsse das Theater schließen und wir könnten alle hingehen, wohin wir wollten. Sie können denken, daß uns alle dieß wie ein Donnererschlag aus heiterer Luft traf, da wir überzeugt waren, daß es so weit durchaus nicht mit dem Theater gekommen war, und sich allerdings Auswege finden müßten, die böse Zeit zu übersehen, und die Sache zu erhalten; alle Vorstellungen, ja selbst das durch die Vermittelung unseres Komikers, Herrn Kellers, — eines in Leipzig durchaus geschätzten Mannes, — von einem Kaufmann angebotene Darlehen von 1000 Rthl. fruchteten nichts. Herr Seconda blieb bei seinem Vorhaben. — Nun trat die Gesellschaft zusammen, und beschloß, nach möglichster Verringerung des Ausgabebetags, wenigstens 14 Tage hindurch auf eigene Rechnung zu spielen, und Herrn Seconda die Buchführung über Einnahme und Ausgabe zu überlassen. Der Leipziger Rath erlaubte dieß nicht nur, sondern war so billig, die Miete des Hauses merklich herabzusetzen. Die hohen Sagen wurden beinahe auf die Hälfte reducirt, und so fingen wir getrost an, in der Hoffnung, uns vielleicht den Sommer durchzubringen, da gar keine Aussicht vorhanden, im Lin'schen Bade in Dresden, außerhalb der Verschanzungen, spielen zu können. — Das Glück wollte uns wohl; denn mit den beiden, nichts weniger als neuen Opern: *Sargines* und *Figaro*, die aber erzelent gingen, und mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden, so daß jede dreimal bei vollem Hause wiederholt werden konnte, nahmen wir so viel ein, daß alle Ausgaben, — diese betragen, nach der Herabsetzung, jeden Tag 123 Rthl.!! — bestritten, und unsere herabgesetzten Sagen ohne weitem Abzug gezahlt werden konnten. — Schon präparirten wir uns auf die Fortsetzung unseres Unternehmens, und gedachten keck und kühn die *Bestalin* einzustudiren, als Herr Seconda ganz unerwartet ein Glückstern aufgegangen war. Durch die Vermittelung seines Bruders Franz hatte er nämlich die Erlaubniß erhalten, in Dresden auf dem Hoftheater, und zwar auch Sonntags, spielen zu dürfen; — etwas in Dresden ganz Unerhörtes, und nur seit der Zeit möglich, da der — — — einen großen Hut mit Federbusch und Sturmband trägt. Nun nahm Herr Seconda natürlicherweise das Steuer wieder in die Hand, und wir richteten unsern Lauf am 24. Juni in neun Halbwagen gen Dresden — eine lächerliche Reise, die mir Stoff zu der humoristischsten Erzählung geben würde. — Vorzüglich war ein Hamburger Stubli-

<sup>1</sup> Fantastisches. Die erste Auegung dazu mochte er in Bamberg erhalten haben. Am 21. December 1812 hat er in seinem dortigen Tagebuche verzeichnet: „Am ehestenmal im Hospital eine Sonnenkur zu geben. Zweifel!“

<sup>2</sup> *Cingline* Pirou hatte er schon in Bamberg angefangen zu componiren, s. v. Aufhebens Acte. S. das Bilden an nicht v. J. 1812. S. 8.

wagen, auf dem sich der Unterstab, nebst überflüssigen Mägden, Kindern und Thieren befand, mir so merkwürdig, daß ich nie versäumte, mich beim Ein- und Ausladen gegenwärtig zu finden. Nach richtiger Schätzung und Zählung befanden sich darauf: ein Theaterfriseur, zwei Theatergehülfen, fünf Mägde, neun Kinder, worunter zwei neugeborene, und drei annoch säugende; ein Papagay, der unaufhörlich und sehr passend schimpfte, fünf Hunde, worunter drei abgelebte Wölfe, vier Meerschweinchen, und ein Eichhorn. — Ich hatte mit meiner Frau einen Halbwagen für mich, den mir Herr Seconda, meiner verwundeten Frau wegen, großmüthiger Weise gemietet, und war immer weit voraus, konnte aber nicht unterlassen, an jedem Frühstücks- und Mittagstisch auf die Caravane zu warten. In Dschag wurde übernachtet, und da es, Gott sey es gedankt! bei unserer Gesellschaft recht gebüde und dabei joviale Menschen giebt, die von dem Comödiantentisch nicht bringesucht werden, so können Sie denken, daß der Abend recht angenehm zugebracht wurde; ich schlug vor, ob es nicht räthlich sey, des augenblicklichen Imponirens wegen eine Art Triumphzug zu veranstalten, worin jener Hamburger Stuhlwagen die Hauptrolle spielen sollte; das wurde mit großem Beifall aufgenommen, und die Rollenvertheilung gab Anlaß zu manchem Scherz. Herr Seconda selbst, — er war nicht zugegen, sondern schon in seine Stube gekrochen, — sollte in römischer Tracht; — er ist ein kleiner alter gebückter Mann mit einem entsetzlich dicken Kopfe und hervorstehenden Gasaugen, — als Triumphator auf dem Bocte seines Halbwaagen stehen, und durch eine von den Theatergehülfen zu besorgende künstliche Vorrichtung, der Papagay über seinem Kopfe schweben, wie der Adler über dem Germanicus. Wölfe und Meerschweinchen sollten, wie aus fernem Landen mitgebracht seltene Thiere, mit kostlichen Blumen geschmückt, von den Wöhrenklaven aus dem Arur nachgetragen werden: als Präsent an den König für die erhaltene Erlaubnis u. s. w. Genug von diesen Allotriis!!

Herr Seconda hat nun nicht allein das Hoftheater, sondern auch den freien Gebrauch der Dekorationen, Requisiten, und der königlichen Garderobe; sie können daher denken, liebster Doctor, daß es unsern Darstellungen an äußerem Glanz nicht fehlt. Wir haben bis jetzt Don Juan, den Wasserträger, Iphigenia in Tauris, die Entführung aus dem Serail, Joseph, Genzdrillon, Helene, von Meubel, Sargino gegeben. Vorzüglich waren die Dekorationen zum Joseph in dem edelsten Styl, und, obwohl nicht dazu besonders bestimmt, sehr passend, da sich ein ganz herrlicher ägyptischer Saal vorfand, der vielleicht 15 Jahre alt, und, wie mir der Hofdekorateur Winkler sagte, höchstens zweimal gebraucht worden ist. Die Chöre werden von dreißig Choristen und Kreuzschülern gar rein und fest gesungen, und, daß das Orchester sehr brav ist, können Sie wohl denken, wiewohl mir, was insonderheit die Violinen betrifft, das Leipziger Orchester besser gefällt. In Leipzig gibt es aber auch bei der ersten Violine die gefeierten Namen: Campagnoli, Matthäi, Lange &c. Wir wechseln mit den Italienern, die zweimal spielen, ab, und nur dann und wann läßt der Kaiser von seinen Schauspielern, — Talma, die Georges &c. sind hier, — für sich und die eingeladenen Zuschauer eine Vorstellung geben. Bei den Italienern haben wir, so wie sie bei uns, freien Zutritt, und bei den Franzosen öffnet sich auch dem artiste allemand die Theatertüre. — Ich habe die Plädra und den Barbier von Sevilla gesehen. Um mich darüber auszusprechen, müßte ich den Brief zur Broschüre, und Tinen Langerweile machen; nur so viel, daß im Barbier von Sevilla der Kaiser oft

und recht innig gelacht hat. Unsere Vorstellungen werden mehr besucht, wie die der Italiener, welches darin liegt, daß diese mit vier, höchstens fünf Opem beständig wechseln, und wir immer neues aufstischen. Das richtige Urtheil des französischen und italienischen Publikums ist, daß bei den Italienern im einzelnen besser gesungen würde, bei uns hingegen Ehöre und Ensembles, worauf die Italiener weniger Fleiß verwenden, besser gingen. Wir leben überhaupt mit den Italienern auf einem freundschaftlichen Fuß, und seit der Zeit, daß die Sordini mit Benelli ein kleines Duett von mir gesungen hat, in der Scelta dello Sposo, — hat sich Mortlaci in den Kopf gesetzt, eine deutsche Arie für unsern Krähmer zu componiren, welches er nimmermehr zu Stande bringt, da er so gut deutsch versteht, wie ich dänisch, und sich bei Gerardi auslachen läßt, wenn er ein: „„Klask'n süßkmares Brandewein,““ trinken will. Es ist mir nicht wenig merkwürdig, daß ich hier den Sargino an demselben Platz, auf demselben rethbschlagenen Lehnstuhl, vor demselben Pianoforte dirigirt habe, wo Parin, als er zum erstenmal gegeben wurde, dirigirte. — — — — —

Seconda's Gesellschaft war vor meiner Ankunft sehr brav, hat aber durch den Abgang von drei Sängern, von denen sich zwei in Leipzig an Kaufleute verheirateten, und die dritte eine ehrbare Organistenfrau wurde (Schneiders Frau), einen bedeutenden Stoß erlitten. Unser prima donna, Mad. Krähmer, hält das Mittel zwischen der Köh und der Heunisch. Die zweite Sängerin singt mit einer dünnen Stimme, und ohne alles Gefühl, wie ein Haubnstock, alles, auch das schwierigste, prima vista, vom Blatt. spielt aus der Partitur u. s. w., und ist, von 16 Jahren und bei ziemlich hübscher Bildung, mir doch höchst obios; die übrigen helfen aus. — Mit zwei ganz besonders guten, ja vortreflichen Tenoristen, so wie mit einem ganz herrlichen Bassisten hat uns der Heiland gesegnet, und unter den übrigen gibt es nur zwei, die nur schwach musikalisch sind; sonst wird gut und fertig vom Blatt gesungen, und Sie können daher denken, daß mein Amt eben nicht schwer ist. Der Umstand, daß wir bis jetzt nur schon einfludirte Opem geben, setzt uns in den Stand, merklich vorzuarbeiten, und für den Herbst und Winter ein ganz neues Repertoire zu schaffen. — Auch dieß habe ich alles genau so gefunden, wie Nothlig mir es schrieb. — Zu andern Dingen!

Sie haben in der That Recht, liebster Doctor, daß ich aus dem stillen friedlichen Lande in Tumult und Krieg gezogen, und in gewisser Art damit geübt, ja mich auf den ersten Blick überreicht habe. Allein so froh, so gemüthlich ich mich in manchem glücklichen Augenblick unter meinen lieben Freunden befand, so selten ich mich an irgend einem andern Orte auf diese herzliche, innige Weise angesprochen fühlte, so war ich doch im innersten überzeugt, um nicht auf immer verloren zu seyn, Bamburg so schnell als möglich verlassen zu müssen. — Erinnern Sie sich nur lebhaft an mein Leben in Bamburg, vom ersten Augenblicke meiner Ankunft, und sie werden gestehen, daß alles, wie eine feindliche dämonische Kraft wirkte, mich von der Tendenz, oder besser, von der Kunst, der ich nun einmal mein ganzes Daseyn, mein Ich in allem Regen und Bestreben geweiht habe, gewaltsam wegzureißen. — Meine Lage bei Cuno, selbst das aufgedrungene fremde Fach bei Holbein, welches noch dazu so viel Verführerisches hatte, aber vorzüglich die nie zu vergehenden und zu verwirrenden Auftritte mit, — die armseligen dümmlichen Mattitiden des alten Mannes, in anderer Hinsicht, aber doch verberblich wirkend, die fatalen Auftritte mit, — und ganz zuletzt

mit dem, — der mir wie ein ganz neugeborenes, aber misrathenes Leufelchen vorkam; — kurz, die ganze Opposition gegen alles bessere Thun, Wirken und Treiben in dem höhern Leben, wo der Mensch sich mit regem Fittig über den sinkenden Pfuhl seines armseligen Brodtbettelbens erhebt, erzeugte in mir eine innere Entzweiung, einen innern Krieg, der mich viel eher vernichten konnte, als jeder Tumult um mich von außen her. — Jede unerdiente harte Kränkung, die ich erleiden mußte, vermehrte meinen innern Groll, und indem ich mich immer und immer mehr an Wein, als Heilmittel, gewöhnend, das Feuer nachschürte, damit es lustiger brenne, achtete ich das nicht, daß auf diese Art nur aus dem Untergange das Heil erlöschen könne. Mögen Sie in diesen wenigen Worten, in dieser Andeutung den Schlüssel zu manchem finden, was Ihnen, wo nicht räthselhaft, doch widersprechend schien! — Uebrigens transeant cum ceteris!“

„Eine größere Antipolarität in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht, als Bamberg und Leipzig, kann es wohl in der Welt nicht geben. Ja, ich mochte sagen: ist in Bamberg des Guten zu wenig, so ist in Leipzig beinahe des Guten zu viel. Aber so viel ist doch gewiß, daß man sich wie ein Fisch im Wasser, in rechten Elemente, froh und frei bewegen kann. Mein Empfang war überall über alle Massen herzlich und gemüthlich; Hochlich und Härtel begrüßten mich wie einen alten Freund, und die Herren des Orchesters behandelten mich mit einer Artigkeit, ja mit einer Art von Submission, die mich in gewisser Art verlegen machte. Ich sah wohl ein, daß das kleine Saamenkorn, was ich gestreuet (ich meine in der musikalischen Zeitung), hier aufgeschossen und gebüßt hat. — Die ganz eigene Empfindung hierbei kann ich nicht beschreiben, da mir alle Gesellen in Bamberg einfielen. — Das Leben in Leipzig ist sehr angenehm und gar nicht so theuer, wie man es ausgesprochen. Man würde noch wohlfeiler leben, wenn nicht eine ganz fatale Einrichtung stattfände, die manchen Gulden kostet. Auf dem Markte und in der Petersstraße gibt es nämlich sogenannte italienische Keller: Mainoni, Treiber, Rossi u. a. m. Geht man nun vorüber, so ist die Straße vor der Thüre so abschüssig, daß man ganz unversehens die Treppe hinunterstolpert, ist man unten, so befindet man sich zwar in einem sehr artig meublirten Zimmer — aber die verdammte Kellerrüst; — gegen diese muß man ein Glas Bischof oder Burgunder trinken, und einen Sardellen-Salat, mit Muscheln, Cervelatwurst, Oliven, Kapern, Kuchenserd u. s. w. essen; ja, diese Einrichtung kostet manchen Gulden!“

„In Dresden wohne ich auf dem Lande, d. h. vor dem schwarzen Thore, auf dem Sande, in einer Allee, die nach dem Link'schen Bade führt. Aus meinem mit Weinlaub umrankten Fenster übersehe ich einen großen Theil der herrlichen Gegend, d. h. jenseits des freundlichen Stroms einen Theil der sächsischen Schweiz, Königstein, Pillenstein u. s. w. Gehe ich nur zwanzig Schritte von der Thüre fort, welches ich, so oft ich will, in Mäse und Pantoffeln, mit der Pfeife im Munde, thun kann, so liegt das herrliche Dresden mit seinen Kuppeln und Thürmen vor mir ausgebreitet, und über denselben ragen die fernen Felsen des Erzgebirges hervor. Will ich weiter gehen, so wende ich mich nach der breiteren Salopp, der stillen Musik, dem lustigen Wäzger, dem spanischen Kragen; lauter possirliche Namen von nahegelegenen Weinbergen an der Elbe, wo man Erfrischungen bekommt und Gesellschaft findet. Diese große Annehmlichkeit muß ich mit der Beschwerde erkaufen, wöchentlich dreimal eine Meile, und viermal eine halbe Meile zu wandern, denn so weit habe ich hin und her zur Vorstellung, nämlich eine halbe Stunde jeder

Gang. Das thue ich aber gern, es ist gesund, und Essen und das Glas Landwein schmecken trefflich. Das Bier ist seit einiger Zeit nicht mehr trinkbar, da, läge ein Frosch darin, Sie ihn unmöglich entdecken würden.“

„Erst hier in Dresden ist die bedeutende Kopfwunde meiner Frau zugeheilt; sehr lange wird sie aber wohl eine so marztliche Empfindung und lebenslang die Narbe behalten. Uebrigens ist sie sehr heiter und froh.“

„Für Kunz lege ich ein Briefchen nebst Manuscript bei. Es ist die erste Abtheilung einer Erzählung, betitelt: der Magnetiseur. — Wie ich glaube, wird Ihnen dieser Aufsatz nicht uninteressant seyn, da er eine noch unbekante neue Seite des Magnetismus entwickeln soll; wenn Sie wollen, so lesen Sie das Manuscript u. s. w.“

Am 22. August bezog Hoffmann ein Logis in der Stadt, weil außerhalb derselben keine Sicherheit mehr wahr, schon vom 15ten an aber hatte er angefangen, unter dem Titel: „drei verhängnißvolle Monate“ Auszüge aus seinen Tagebüchern für seine Freunde zusammenzustellen, die wörtlich hier folgen mögen, leider aber nur bis zum 29. August reichen.

„Dresden den 15. August 1813. Schon seit der Frier des Napoléonsfestes am 10ten waren täglich Truppen und Geschütz herausgegangen; heute verließ der Kaiser mit den Garden die Stadt, und zog fort auf der Straße nach Schlessen: man spricht von einer nahen entscheidenden Schlacht.“

„16. 17. 18. 19. Gänzliche Todtenstille. — Man spricht ganz heimlich, daß Oesterreich den Verbündeten beigetreten.“

„20. Es sollen sich Preußen und Russen der Stadt nähern.“

„21. Augensteinkliche Retirade der Franzosen von der schlessischen Seite her; eine zahllose Menge Verwundeter auf Wagen, Cavallerie ohne Pferde, Infanteristen ohne Gewehr zc. zc.“

„22. Frühmorgens ein ungewöhnliches Hin- und Herreiben in der Stadt, — das Militär ist in voller Bewegung, — und mit Mühe gelang es, die schwierige Hauptprobe der Iphigenia in Tauris, die den Abend gegeben werden sollte, zu beendigen; denn während derselben kam die Nachricht, daß Thore und Schläge gesperrt sind, weil die Russen und Preußen ganz in der Nähe stehen. Polnische Offiziere, die des Morgens in einem Kaffeehause, dicht vor dem Kreiberger Thore, Billard spielten, wurden von Kosaken überfallen und gefangen abgeführt. Gegen Abend wurde es ruhiger, und Iphigenia wurde wirklich gegeben. — Uebrigens zog ich in aller Eil vom Sande hinein auf die Moritzstraße.“

„23. Größere Unruhe als gestern. Man hört ganz in der Nähe Kanonendonner, und vor dem Sandthor ganz deutlich das Tirailleurfeuer. Auf den Straßen sieht man Verwundete, noch unverbunden, blutig zurückkommen. Zum Theil werden sie auf Schubkarren hereingebracht; in dieser Art begegnete ich auf der Berggasse einem Offizier, dem beide Augen ausgeschossen waren.“

„24. Die Unruhe steigt; Kanonen, Pulverwagen werden im Galopp zu den Thoren hinausgeführt, immer währendes Schießen; das schwarze Thor war offen, und ich eilte nach dem Link'schen Bade, wo man die französischen und feindlichen Batterien von Pirna ganz deutlich arbeiten sehen konnte. — Abends wurde in der Stadt vom Walle bei dem Theater Victoria geschossen, des Sieges bei Löwenberg wegen, den auch ein öffentlicher Anschlag verkündete. Es hieß darin: die Cavallerie habe sehr schöne Angriffe gemacht.“

„25. Vormittag alles ganz still und rubig. Nachmittag hörte man sehr nahe tirailiren; ich ging mit



dem Schauspieler Keller zum Pirnaer Schlage heraus, der geöffnet war, und so weit, daß die Linie der französischen Tirailleurs nur 50 Schritte vor uns stand. 300 Schritte weiter ritten einzelne Kosaken ganz ruhig hin und her, und nahmen gar keine Notiz von den Plänkeln der Franzosen. Ich sah wie einer abstieg, und den Gurt des Pferdes fester schnallte. Plötzlich brachen russische Tirailleurs aus einem Gebüsch hervor, und nun wurde das Plänkeln hitziger und hitziger, viele Franzosen fielen todt, und andere kamen blutig und schreiend zurück. Französische Bataillone formirten sich, und es wurde eine Batterie von vier Kanonen aufgestellt; noch ehe diese anfang zu spielen, kamen aber schon feindliche Kugeln von einer Batterie, die ich nicht bemerkt hatte, und nun sah ich auch, wie eine schwarze Linie sich von den Bergen herabbewegte. Da die Kugeln bis dicht vor den Schlag niederfielen, hielten wir es für rathsam, mit vieler Schnelligkeit durch das Wisdruffer Thor zu Hause zu eilen. — Die Nacht hat dem Gefecht (dem ersten, das ich so in der Nähe angesehen) ein Ende gemacht. Die Franzosen meinen, es sey nur ein Streifcorps, das sich Dresden genähert; das ist aber nicht wahr, denn von dem Boden des hohen Nebenhauses, auf den ich stieg, sieht man ringsumher eine unzählige Menge Wachtfeuer, auf jeden Fall ist es also eine starke Armee, die Dresden umschließt.<sup>1)</sup>

„26. Frühmorgens 7 Uhr wurde ich durch den Donner der Kanonen geweckt; ich eilte sogleich auf den Boden des Nebenhauses, und sah, wie die Franzosen, in geringer Entfernung vor den Schanzen mehrere Batterien aufgestellt hatten, die mit feindlichen Batterien, welche am Fuße der Berge standen, auf das heftigste engagirt waren. Mit Hilfe eines sehr guten Glases konnte ich bemerken, daß sehr starke russische und österreichische Colonnen (an der weißen Uniform sehr kenntlich) sich von den Bergen herab bewegten. Eine Batterie nach der andern rückte näher, die Franzosen retirirten bis in die Schanzen, und nun wurde sogar von den Stadtbatterien aus großem Geschütz gefeuert; der Kanonendonner wurde so heftig, daß die Erde bebte und die Fenster zitterten. Die Russen hatten den großen Garten erstürmt, so wie die Preußen die Schanzen von der Friedrichstadt, — ersteres konnte ich sehen. — Die Nachricht kam, daß der Kaiser eintreffen würde, ich eilte daher auf die Terrasse des Brühl'schen Gartens an der großen Brücke. Um 11 Uhr kam der Kaiser, auf einem kleinen falben Pferde, über die Brücke schnell geritten — es war eine dumpfe Stille im Volk — er warf seinen Kopf heftig hin und her, und hatte ein gewisses Wesen, was ich noch nie an ihm bemerkte, — er ritt bis vor das Schloß, stieg aber nur wenige Secunden ab, und ritt wieder an die Elbbrücke, wo er, umgeben von mehreren Marschällen, still hielt — die Adjutanten sprangten ab und zu, und holten Drebes, die er allemal in kurzen Worten, aber sehr laut, ertheilte; er nahm sehr häufig Taback, und schaute noch häufiger durch ein kleines Taschenperspektiv die Elbe herab. Die Garden kamen mit Doppelschritt über die Brücke und eilten, nachdem sie eine sehr kurze Zeit auf dem Platz vor dem Kaiser gehalten, zu den Thoren heraus. Ich mußte fort, weil der Brühl'sche Garten besetzt wurde, und ging wieder auf mein Observatorium. Zwischen 4 und 5 Uhr donnerten die Kanonen am heftigsten — Schlag auf Schlag — man konnte die Kugeln sausen hören; ich bemerkte es zuerst, man wollte mir es aber nicht glauben, gleich darauf stürzte aber, in einer Entfernung von höchstens 25 Schritt, eine Feuermauer, von einer Kugel getroffen, ein, und nun war es klar, daß Geschütz auf die Stadt gerichtet worden. — Wir gingen herab, da unser Aufenthalt oben jetzt lebensgefährlich wurde. Eben wollte ich in meine Haus-

thüre treten, als zischend und prasselnd über meinem Kopf eine Granate wegfuhr, und nur 15 Schritte weiter, vor der Wohnung des General Gouyon St. Cyr, zwischen vier gefüllten Pulverwagen, die eben zur Abfahrt bereit standen, niederfiel und sprang, so daß die Pferde bäumend Reißaus nahmen. — Wenigstens dreißig Personen standen daneben auf der Gasse, und außerdem, daß die Pulverwagen verschont blieben, deren Explosion das ganze Stadtviertel vernichtet hätte, wurde kein Mensch, kein Pferd beschädigt. Es ist unbegreiflich, wo die Stücke der Granate geblieben sind, da in unserm Hause nur ein ganz unbeträchtliches gefunden wurde, welches die Fensterrahmen des untern Stockes zertrümmert, und in ein unbewohntes Zimmer gefallen war. Wenige Minuten darauf kam eine zweite Granate, und riß ein Stück vom Dache des gegenüberstehenden Gagiorgischen Hauses weg, und drückte drei Fenster der Mezzane zusammen, daß das Holzwerk und die Ziegelsteine prasselnd auf die Gasse stürzten; bald darauf fiel eine dritte in die Nebengasse in ein Haus, und es war mir klar, daß eine Batterie gerade auf unser Stadtviertel spielte. — Alle Bewohner des Hauses, — Frauen, Männer, Kinder — versammelten sich auf der gewöhnlichen steinernen Treppe des ersten Stockes, die aus der Richtung der Fenster lag. — Da gab es bei jeder Explosion der jetzt häufigen, doch in großer Entfernung hineinfallenden Granaten, ein Jammern und Weklagen. — Nicht einmal ein Tropfen Wein oder Rum zur Herzstärkung, — ein verdammt ängstlicher Aufenthalt — ich schlich leise zur Hintertüre heraus und durch ein Hintergäßchen zum Schauspieler Keller, der auf dem Neumarkt wohnt, — wir sahen ganz gemüthlich, mit einem Glase Wein in der Hand, zum Fenster heraus, als eine Granate mitten auf dem Markte niederfiel und platzte; in demselben Augenblicke fiel ein westphälischer Soldat, der eben Wasser pumpen wollte, mit zerfetztem Kopfe todt nieder, und ziemlich weit davon ein anständig gekleideter Bürger; — dieser schien sich aufzuheben zu wollen — aber der Leib war ihm aufgerissen, die Gedärme hingen heraus, er fiel todt nieder! — noch drei Menschen wurden an der Frauenkirche von derselben Granate hart verwundet, — der Schauspieler Keller ließ sein Glas fallen, — ich trank das meiste aus und rief: was ist das Leben! Nicht das bischen glühend Eisen ertragen zu können! schwach ist die menschliche Natur. — Gott erhalte mir die Ruhe und den Muth in Lebensgefahr, so übersteht sich alles besser! — Es gelang mir, den Kaufmann Schmidt aus seinem verschlossnen Gemach hervorzutreiben, der betud mich mit Wein und Rum für mich und meine Hausgenossen. Ich trat wieder ein, wie eine Erscheinung des Trostes und der Beruhigung. — Eine der Frauen (Mad. Stein), die gerade im obersten Stock wohnte, hatte den Muth gehabt, allerlei nützliche Lebensmittel herabzubringen. — Das war alles bonum commune, und uns allen, die wir keinen Mittag gegessen, schmeckte es im Bibouac auf der Treppe herrlich; das Kelchglas ging fleißig herum, und unter dem Donner der Kanonen, unter dem Prasseln der Granaten ging uns allen ein fröhlich guter Humor auf, der immer der Nachklang einer durch Gefahr exaltirten Stimmung ist. Erst als es ganz finster war, ließ das Schießen nach. Die Garden hatten, wie man nun erfuhr, die genommenen Schanzen wieder erstürmt, und die verbündete Armee sich auf die Höhen zurückgezogen. — Das Kammermädchen der Gräfin Breza trat vor die Hausthüre, von welcher der Wagen stand, der die Gräfin in Sicherheit in ein anderes Stadtviertel

1. „[Zu bemerken: fünf Minuten später ritt der Kaiser über den Neumarkt gerade wo der Bürger getroffen, nach dem Pirnaer Thor.]“

bringen sollte; in eben demselben Augenblicke wurde sie aber von einer Granate, im strengsten Sinne des Wortes, zerrissen. Einer Hebamme auf der Pirnaer Vorstadt wurde, als sie zum Fenster hinausschaute, der Kopf weggerissen; eben so verlor ein Handlungscommis, der im Comtoir saß, den Arm. Noch mehrere Bürger sind theils verwundet, theils getödtet."

"27. Die Nacht verging ruhig. Erst um 8 Uhr Morgens ging eine lebhafte Kanonade an, daß die Fenster bebten, — es fiel unaufhörlich Regen, man konnte daher nicht viel bemerken. Nachmittags entfernte sich das Schießen, und man erfuhr, daß die russische und österreichische Armee fünf Stunden weit zurückgebrängt worden. Abends kamen ungefähr 2 bis 300 russische und preussische, und wohl an 10,000 österreichische Gefangene, wie auch vier österreichische Fahnen und sechs Kanonen."

"28. Die Russen und Oesterreicher stehen auf den Höhen von Kesselsdorf, man hört sehr deutlich Kanonen- und Pelotonfeuer. Ueber die Elbbrücke bemerkte ich eine augenscheinliche Retirade der Franzosen, und die Nachricht, daß bei Berlin die Franzosen geschlagen sind, ist daher wahr."

"29. Heute ging ich vor den Moszynskischen Garten, und sah zum erstenmal in meinem Leben ein Schlachtfeld. — Erst heute hatte man angefangen aufzuräumen, und zwar wurden, wie ich bemerkte, zuerst die geliebten Franzosen nackt ausgezogen, und in große Gruben zu 20, 30 verscharrt. — Hier hatten die russischen Jäger unter dem wüthenden Feuer der französischen Kanonen gestanden. Das Feld war daher bedeckt mit Russen, zum Theil auf die schrecklichste Weise verstümmelt und zerrissen. — So z. B. sah ich einen, dem gerade die Hälfte des Kopfes weggerissen — ein scheußlicher Anblick, Pferde, Menschen, daneben Gewehre, Säbel, gesprengte Pulverwagen, Tschako's, Patrontaschen — alles in wilder Unordnung durch einander geworfen. Auf manchem unverstümmelten Gesicht sah man noch die Wuth, den Grimm des Kampfes; einer hatte gerade in die Patrontasche gegriffen, um frisch zu laben, und so hatte ihn der Tod getroffen. — Ein russischer Offizier, ein herrlicher, schöner Jüngling (höchstens 28 Jahr), hielt noch den Säbel über den Kopf geschwungen in der rechten Hand, und war so zum Tode erstarrt. — Eine Kanonenkugel hatte ihn gerade auf der Brust, am linken Arm getroffen, diesen weggerissen und die Brust zerschmettert, — sein Tod war leicht! — Mir schien es, als bewege sich etwas im Grase in einiger Entfernung; ich theilte es meinem Begleiter, dem Advokaten Conradi, mit; wir gingen darauf zu; und siehe da, ein Russe, dem beide Füße auf das jämmerlichste zerschossen waren, so, daß alles von geronnenem Blute klebte, saß ganz gemüthlich aufrecht, und zehrte an einem Stück Kommissbrod. So lag der Mensch seit dem 26. August Nachmittags, und war der starken Verwundung unerachtet, frisch und munter. Er zeigte uns seine leere Feldflasche, und Conradi eilte sie mit Wasser zu füllen."

Aus Hoffmann's Tagebuch ist nächst diesem noch Folgendes zu bemerken.

"Den 30. Fortdauernde dumpfe Stille. Dem Kaiser begegnet, mit einem furchtbaren Xpannenblick und Löwenstimme brüllte er: *Voyons!* einem ihn begleitenden Adjutanten zu."

"Den 22. Oktober. Der Kaiser ist geschlagen, und retirirt nach Erfurt u. s. w. So habe ich gegründete Hoffnung zum besten, fröhlichsten Leben in der Kunst, und alle Noth wird genbet seyn."

"Den 22. November. Heute Nachmittags einen österreichischen und russischen Offizier in voller Galla

gesehen; ganz eigenes herrliches Gefühl. Ja, es ist wahr! — *Freiheit!*"

Entlich dient zum Ueberblick folgende nicht uninteressante Stelle aus einem Briefe an Hügig, datirt: Dresden, 21. Dezember 1813:

"Hier habe ich nun alles erlebt, was man in der nächsten Nähe des Krieges erleben kann; ich habe Schärmügel, eine bedeutende Schlacht (am 26. August) deutlich angesehen, habe das Schlachtfeld besucht; kurz, meine Erfahrungen sind in dieser Art nur zu sehr bereichert worden. Hungernöth, und eine Art Pest (die zum Theil noch herrscht, und nur noch vorige Woche 280 Personen bürgerlichen Standes weggerafft hat) mußte ich auch ausstehen; aber unerachtet aller in der That entsetzlichen Ereignisse, von denen Sie wehrscheinlich schon durch die öffentlichen Blätter unterrichtet seyn werden, habe ich nie den Muth verloren; ja, als die Kanonen rings um Dresden donnerten, so daß der Boden bebte und die Fenster zitterten, ist mir ein besonderes vorahnendes Gefühl gekommen, daß der so lange ersehnte Augenblick der wiedererlangten Freiheit nicht mehr fern seyn könne! — Schon am 11. Oktober hatte ich die Freude, mit eigenen Augen ziemlich nahe (ich konnte es nicht lassen, hinaus zu laufen, und mich auf einen Hügel zu stellen) zu sehen, wie die Franzosen aus ihrem verschanzten Lager dicht vor den weißen Schanzen von Dresden herausgetrieben wurden, ihre Baracken anzündeten, und mit einer Schnelligkeit davon liefen, die ich der Nation immer zutraute. Ein gleiches Schauspiel erfreute mich am 13. Oktober, 16. Oktober, und später am 6. November, wo ich, mittelst eines sehr guten Glases vom Thurm der Kreuzkirche sah, wie der Herr Graf von der Lobau, der sich mit 12 bis 15,000 Mann nach Torgau durchschlagen wollte, von den Wocksdorfer Höhen herab, und bis unter die Kanonen von Dresden getrieben wurde. — Die Anstalten waren übrigens seit dem 4. November von der Art, daß man hätte glauben sollen, die Franzosen würden jede Strafe vertheidigen, und sich bis auf den letzten Mann wehren. Denn nachdem sie die äußeren Schanzen verlassen müssen, sperren sie die Schläge und Thore, und verschanzen die Hauptstraßen der Vorstädte hauptsächlich mittelst mit Sand gefüllter Kisten und Tonnen. Um so drückender war uns Einwohnern das alles, weil wir, trotz aller Vorsicht der französischen Behörden, von den glorreichen herrlichen Siegen bei Leipzig und Erfurt sehr gut unterrichtet waren. — Schon am 10ten erfuhren wir den Abschluß der Capitulation, und mein Gefühl war wirklich unbeschreiblich, als ich die stolzen, übermüthigen Franzosen schmachvoll ohne Waffen abziehen sah! — Wie die — — das herrliche Dresden auf wirklich sinnreiche Weise verwüthet und ruiniert haben, davon haben Sie keine Idee. Weinade alle Lustörter (der große Garten, der Moszynskische Garten, das Feldschlößchen u. s. w.) sind bis auf den Grund verwüthet, und zwar meistens ohne Noth, die herrlichen Alleen meistens umgehauen u. s. w. — Jetzt, theurer Freund, athmet man wieder frei, und ich denke, die bessere Zeit liegt uns ganz nahe! — Nächst den Compositionen und meinem Treiben in der Musik, bewege ich mich auch fleißig in litteris, das heißt: es ist so ein Stück Autor aus mir geworden, es ist nämlich zum Anfange ein kleines Werk, sub titulo: *Fantasiestücke in Callot's Manier*, wozu Jean Paul Friedrich Richter eine Vorrede geschrieben, von Kunz verlegt worden; bekommen Sie es zur Hand, so bin ich auf ihr Urtheil begierig. Nächst manchen in der musikalischen Zeitung abgedruckten, enthält es zwei Auf-

<sup>1</sup> Siehe den Brief aus Dresden vom 17. November 1813, der mit der demselben Wiederholung dieses Wortes anfängt.

sage, die vielleicht ihr Interesse erwecken werden, nämlich Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza und der Magnetiseur. Bis zur Ostermesse sollen noch zwei Bändchen erscheinen. — Undine ist vollendet! und ich warte nur den günstigen Augenblick ab, sie würdig auf die Bühne zu bringen; ich thue mir auf diese Oper etwas zu gute, und glaube vorzüglich in der Undine selbst und dem prächtigen Kühleborn den Sinn des herrlichen Dichters getroffen zu haben.<sup>1</sup>

Am 9. Dezember 1813 ging Hoffmann mit Seconda und der Truppe nach Leipzig zurück. Die erste Arbeit, die dieser dort unternahm, war die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden<sup>2</sup>, und am 31. Dezember, in der Sylvesternacht, beendete er die Abschrift des „goldenen Topfes.“ „Von neuem gefunden, daß es gut ist,“ — schreibt er in sein Tagebuch, und: — „so hätte ich denn ein höchst merkwürdiges Jahr beschloffen; — was wird das neue bringen? Ich will hoffen — Gutes!“<sup>3</sup>

Doch sing es unter trüben Auspicien an.

Am Neujahrstage erkrankte er an einer Brustentzündung und gichtischen Anfällen<sup>4</sup>, den Folgen einer ungeheuern Erkältung im Theater, und quälte sich, oft dem Tode nahe, bis zum Frühjahr mit diesen Uebeln. Mitten in der Krankheit verließ ihn aber nicht die Lust zur angestrengtesten und vielseitigsten Thätigkeit<sup>5</sup>. Er schrieb im Januar Milo's Brief und die Automate<sup>6</sup>; am 24sten feierte er seinen Geburtstag mit seiner Frau allein. „Gemüthlicher Abend,“ steht in seinem Tagebuch: „sich in eigener Glorie gesonnt, und was auf sich gehalten.“ Im Februar wurde ihm die Musikdirektorstelle in Königsberg angetragen, die er aber ablehnte. Am 25. März fing er die Gigue des Teufels an, und am 22. April hatte er schon das Manuscript zum ersten Bande vollendet. Dabei recensirte er unaufhörlich für die allgemeine musikalische Zeitung, und zeichnete sehr geistreiche Karikaturen für Baumgärtner und Joachim, die ihm pro Stück mit 4 und 5 Rthl. bezahlt wurden<sup>6</sup>.

<sup>1</sup> Man erinnere sich, daß sie vor noch nicht sechs Monaten am 1. Juli erst angefangen war.

<sup>2</sup> Sie wurde dieser Aufgabe beigelegt, da sie als ergänzender Theil der hier geschilderten Kriegsszenen nicht unwesentlich erscheinen mag, und zugleich Hoffmanns glühenden Franzosenhaß auf das Deutlichste schildert. Sie erschien in Bamberg 1814. Während des Konventionens hatte er in Dresden das schöne Gespräch: „der Dichter, und der Componist“ geschrieben, so wie den „goldenen Topf“ angefangen.

<sup>3</sup> Siehe den lithographirten Brief mit der Federzeichnung. S. 3.

<sup>4</sup> Knochig erzählt in Beziehung hierauf folgendes in dem vorhererwähnten Aufsatze über Hoffmann in der allgemeinen musikalischen Zeitung: „Während seiner Krankheit ludte ihn einer seiner Freunde auf. Er fand ihn in einem der geringsten Zimmer eines der geringsten Gasthöfe, auf einem schlechten Bette liegend, wenig gegen die Kälte verwahrt, die Füße von Gicht krumm gezogen. Er hatte ein Brett vor sich liegen, und darauf saßen er beschäftigt. „Mein Gott! eif' jene, „was machen Sie dem?“ „Karikaturen“, sagte Hoffmann lachend, „Karikaturen auf die verwichenen Franzosen. Ich erkunde, zeichne und colorire sie.“ Und wirklich sind die meist geistvollen, sehr verstellten Blätter, die damals geloben erschienen, von ihm. Guten Muthes, und mit den kühnsten Einfällen geistigt, gab er nun die Erzählung zum besten, wie es ihm in den letzten Wochen ergangen; es war eine Geschichte, welche in dem Innern des Zuhörers Bewunderung und Mitleid, Schmerz und Freude, nicht sowohl wechselweise, als miteinander erregen mußte. Es wurde, so gut es damals möglich, des Nöthigen für ihn gethan; er ließ es geschehen, ohne eben viel darauf zu machen, was denn auch ganz folgerecht war.“

<sup>5</sup> Fantasiestücke: „Nachricht von einem gebildeten jungen Manne,“ und Serapionstrüder.

<sup>6</sup> Drei von diesen liegen dem Herausgeber vor. Eine in Querschnit, mit der Unterschrift: „Freiwillige Lebensbehaftung der Universalmönarchie“ (bei Joachim), stellt Napoleon dar, von seinen Marschällen begleitet, wie er dem Gange, der die Reste der Universalmönarchie trägt, und der von Soldaten der verbündeten Armeen zu Grunde getragen wird, folgt, u. s. w. Die beiden andern sind in Quartformat. Die erste mit der Unterschrift: „die Dame Galia bezieht, nachdem sie wieder gemüth, ihren Verzeihen die Rechnung,“ zeigt österreichische, preussische, russische und englische Krieger, denen von der staltischen Galia ganze Horden voll Gefährd und Festungen angetrieben werden, die sie frohlockend empfangen (der Engländer hat auch ein Einhornschiff mit der dreifarbigem Flagge unter dem Kreuz; auf der dritten endlich: „die Freccissen,“

Im Mai verfaßte er die Wandine und den Ignaz Denner<sup>7</sup>. Vom 8—10ten componirte er auf Bestellung für Baumgärtner ein großes Musikstück: „die Schlacht bei Leipzig,“ unter dem angenommenen Namen „Arnulph Vollweiler“<sup>8</sup>.

Mit allem diesem konnte er jedoch einer gewissen Unlust an diesen Beschäftigungen nicht entgegen arbeiten, die ihn vorzüglich zu Ende des August gedrückt zu haben scheint. „Unthätigkeit,“ registirt er einmal in sein Tagebuch, „entstanden aus seltsamen Träumen; der innere Poet arbeitet, und überflügelt den Criticus und äußern Bildner.“

Auch war es nur das Bedürfnis, das ihn darauf hingewiesen. Denn durch seine Krankheit und durch einen unangenehmen Vorfall mit Seconda, der Hoffmann das Subordinirte in seiner Stellung zu diesem als Director ganz unfähigen Manne sichtbar machte, hervorgerufen, hatte letzterer Hoffmann schon am 26. Februar seine Stelle aufgekündigt, worauf dieser denn augenblicklich vom Theater abging, und nun mit einemmale wieder so ganz ohne allen äußern Halt da stand, als nur jemals früher.

Nicht wie ein Engel des Trostes für ihn erschien daher am 6. Juli sein Hippel auf einer Durchreise nach Leipzig. „Er ist noch immer der Alte, er sagte mir eine Anstellung in Berlin augenblicklich zu, er schenkte mir seine goldene Neptunurbe u. s. w.“ steht, mit Ausdruckszeichen des Entzückens, im Tagebuch.

Wirklich bot Hippel auch gleich nach seiner Rückkunft in Berlin alles auf, um seinem Freunde eine Wiederanstellung in preussischen Staatsdiensten zu verschaffen<sup>2</sup>. Theils Bescheidenheit, da er sich nach so langer Unterbrechung nicht mehr fähig glaubte, zu andern, als subalternen Geschäften, theils die Rücksicht, nicht in zu viel Dienstarbeiten verstrickt zu werden, um Zeit zu behalten, für die Kunst fortwährend zu wirken, ließen Hoffmann den Wunsch nähren, ein Unterkommen als Crepedit bei irgend einem Ministerio zu finden, eine Lage, in welcher man sich bei mäßiger Arbeit, völliger Verantwortungslosigkeit erfreut; aber es wollte ihm nicht gelingen. Vielmehr wurde ihm von Seiten des Justizministeriums die Proposition gemacht, auf ein halbes Jahr ohne Gehalt beim Kommergericht in Berlin zu arbeiten, um sich mit den Fortschritten der Legislation in der Zeit, in welcher er vom Dienst entfernt gewesen war, bekannt zu machen, demnächst aber wiederum nach seiner Anciennetät als Rath einzurücken; — und wie er jetzt stand, durfte er kein Bedenken tragen, jedes Anerbieten anzunehmen, das ihm einigermaßen Aussichten für eine gesicherte Zukunft eröffnete. Er erklärte sich daher beifällig, und reiste gegen Ende des September 1814 von Leipzig nach Berlin, wo er am 27sten ankam.

wird der Teufel, welcher die Dame Galia so lange besessen (Napoleon in voller Uniform, mit Flügeln, Pferdehüften, Pferdehufeisen und Hörnern auf dem Hut) durch veründete Kraft (Soldaten der Allirten, die sehr handgreiflich manipuliren), endlich ausgezrieben und fährt in die Gergesener Herde (Saur, mit französischen Sturmhütern, die im Sturmschritt vom Schauspiel rinnen). Sie sind allerliecht ausgeführt.

<sup>7</sup> Fantasiestücke; „Kreuzers musikalisch-poetischer Klud: Prinzessin Wandine. In die neue hat er die Wandine, als ein mißlungenes Werk, nicht wieder aufgenommen. Der Ignaz Denner steht in den Nachtstücken.

<sup>8</sup> 51ter, 52ter, 53ter Brief.

## Zehnter Abschnitt.

Berlin 1814—1822.

Keinen ihm näher stehenden Freund fand Hoffmann jetzt in Berlin, als H zig, den, wunderbar genug, sein Schicksal ganz einen ähnlichen Weg wie ihn geführt. Durch die Katastrophe in Warschau seiner Anstellung bei der Regierung beraubt, wie jener von einem unwiderstehlichen Hange zu einem literarischen Treiben gezogen, wie Hoffmann zu einem künstlerischen, hatte er im Jahre 1808, als Hoffmann die Musikdirektorstelle in Bamberg annahm, eine Buchhandlung in Berlin errichtet, sie mit großem Glück in Schwung gebracht; aber durch ein schmerzliches Ereigniß, welches ihn im Frühling 1814 betraf, den Verlust seiner Gattin, bewegen, den Entschluß gefaßt, seine Handlung aufzugeben, und nach jetzt beendeten Kriege, wo sich neue Ausichten im Staatsdienste eröffneten, zu demselben zurück zu kehren. Es war ihm von dem Justizministerio die gleiche Bedingung dabei gestellt worden, als Hoffmann, nämlich für einen Zeitraum von sechs Monaten als Hülfсарbeiter bei dem Kammergerichte einzutreten; und beide Freunde, die eine gewisse Scheu, einander wechselseitig als wankelmüthig zu erscheinen, verhindert hatte, sich früher von der veränderten Richtung ihrer äußeren Verhältnisse in Kenntniß zu setzen, sahen sich nun nach acht erfahrungsschweren Jahren am Gerichtstische einander wieder als Collegen gegenüber sitzen, wie ehemals in Warschau. Das dieß sie noch enger an einander knüpfen mußte, liegt in der Natur der Sache, und wirklich lebte Hoffmann in der ersten Zeit seines jetzigen Aufenthaltes in Berlin nur für den engsten Kreis seines alten Freundes. Zu diesem gehörte Fouqué, Chamisso, der nachmalige Weltumsegler Constessa, der Dichter des Räthfels u. s. w.; und alle diese gaben sich Hoffmann mit der Liebe hin, die er damals im vollsten Maße verdiente. Er war durch die mannigfaltigen Leiden der vergangenen Jahre milder geworden als je, in hohem Grade bescheiden, mittheilend, und von einer Gemüthlichkeit, daß die Kinder H zig's sich des neu angekommenen Freundes ihres Vaters nicht genug erfreuen konnten. So lebten sie z. B. damals gerade in der Hoffnung, ihren Liebling Undine mit weiblichen Augen auf der Bühne zu sehen, und Hoffmann, um ihnen einen Vortheil von dieser Seligkeit zu geben, malte ihnen zum Weihnachtsabend mit der größten Sorgfalt die Burg Ringstetten, baute sie ihnen auf, und erleuchtete sie prachtvoll von innen; für sie schrieb er ferner die Märchen Aufseher und Mäusekönig, in denen sie zu ihrer höchsten Freude unter ihrem Namen erschienen, und das fremde Kind; — in seinem Tagebuche aber bemerkte er, sich eines so reinen Lebens bewußt, nichts, als: „fröhlich und guter Dinge.“ — Für die Abende hatte H zig, der wohl wußte, daß es Hoffmann, wenn er den Tag über gearbeitet hatte, — und das that er redlich, — unmöglich war, sie zu Hause zuzubringen, und daß er dann nirgends lieber seyn möchte, als an einem öffentlichen Orte, wo er unaufhörlich Neues bemerkte, ein anspruchloses Kaffeehaus gewählt, das den Vorzug gewährte, sich darin von den Gästen, mit denen man keinen nähern Verkehr wünschte, absondern zu können, und hier bildete sich bald um Hoffmann und seine nächsten Freunde als Centrum ein größerer, lebendiger und in sich höchst zufriedener Zirkel, dessen spätere Auflösung keiner der dazu gehörigen Theilnehmer mit Gleichgültigkeit trug.

In seiner Amtsführung hatte Hoffmann dabei bald

die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen gewußt. Man schien es erst nicht zu begreifen, daß der Mann, welcher noch vor kurzem die Battuta im Orchester geführt, jetzt in dem ersten Criminalgericht, dem er als Mitglied zugetheilt worden, seinen Platz vollständig ausfüllen, und die Feder, der die Fantasiestücke in Callots Manier entfloßen, die regelrechtesten Relationen schreiben könne; und doch mußte selbst der Reid zugestehen, daß seine juristischen Arbeiten auch nicht eine Spur der schöngeistlichen Halbbildung an sich trugen, die Schwächlinge so gern überall durchblicken lassen, um zu zeigen, daß sie höher stehen als andere; sondern daß sie vielmehr, wie alles wahrhaft gediegene, ganz einfach und schmucklos auftraten.

An schriftstellerischen Arbeiten lieferte Hoffmann bis zu Ende des Jahres 1815 den zweiten Band der *Ciriere des Teufels*, ein Werk, auf das er selbst keinen Werth legte. Er war zwischen der Ausarbeitung des ersten und zweiten Theils, durch die Veränderung seiner Lage, aus dem Zusammenhang gekommen, den er künstlich wieder herzustellen suchte, und das wollte ihm immer nicht gelingen.

Ferner schrieb er in dieser Zeit für den vierten Theil der *Fantasiestücke*: die *Abenteuer der Sylvesternacht*, angeregt durch Chamisso's *Peter Schlemihl*, und die Bekanntschaft mit dem Dichter, den er darin selbst sehr treffend dargestellt hat; ferner die *Correspondenz des Kapellmeisters Kreisler* mit dem Baron Ballhorn, oder *Kreisleriana Nr. IX*.

Dieser letztere Aufsatz verdankt einem anmutigen Ereigniß seine Entstehung. Zu H zig's Bekannten gehörte nämlich ein Schwesterpaar ausgezeichneter Sängergewinnen: „zwei im Wettgesang kämpfende Nachtigallen, aus deren tiefster Brust hell und glänzend die herrlichsten Töne aufklangen“<sup>1</sup>; wie Kreisler sie Ballhorn schildert. Nichts war natürlicher, als daß H zig wünschte, seinem Freunde bald den Genuß zu verschaffen, die Schwestern zu hören; aber bei ihrer großen Bescheidenheit würden sie es nicht gewagt haben, sich vor dem Dichter der *Fantasiestücke* zu produciren, die damals in allen musikalischen Kreisen Berlins von sich sprechen machten. Hoffmann wurde daher dem eben von seinen Gütern angekommenen Fouqué als ein gleichgültiger Doctor Schulz aus Rathenow beigeordnet, und so gelang es, die Schwestern an das Instrument zu bringen<sup>2</sup>; aber kaum hatte der Gesang begonnen, er mit seinen klugen Augen daren geschaut, und sein Wort dazu gegeben, als es einer der Sängergewinnen aufging, wen sie vor sich habe, und es nun nicht mehr verborgen werden konnte, jedoch ohne störenden Erfolg; — „man hatte des Kreislers tollen Spieles geschaut; aber der Doctor Schulz war in dem musikalischen Eden, das

<sup>1</sup> Nur in einzelnen Gattungen seiner criminalistischen Arbeiten mag Hoffmann vielleicht der Vorwurf treffen, von seiner Individualität auf Fremde gelitten worden zu sein, z. B. in *Soben*, wo es auf einen Beweis durch künstlich ineinandergerirrende Ansagen von Verbrechen, oder auf Beurtheilung zweifelhafter Gemüthszustände ankommt. Dort geriet er sich hin und wieder in Conjecturen, die mehr von Scherz, und zugleich von Fantasie, als von ruhiger Ueberlegung zeugten; hier in Erweiterungen, die nur in das Gebiet der physischen Uebersinnlichkeit, und nicht in das der Rechtschaffenheit gehörten. Seine Darstellungen der Thatfachen waren aber immer untadelig, und von einer nicht genug zu lobenden Präcision. Ein Beispiel seiner Art zu referiren möge das in dem „später gesammelten Schriften“ abgedruckte Gutachten geben. Der Herausgeber hat es zu diesem Zweck mit Verbeugung ausgewählt, und mehrere viel glanzendere Ausführungen zurückgelegt, weil bei einem Geiste, wie Hoffmanns, die Fähigkeit, so natürlich Maß zu halten, offenbar Verwunderungswürdig ist, als die kunstreichste Eleganz des Vortrag.

<sup>2</sup> Kreisler in den *Fantasiestücken* in Callots Manier.

<sup>3</sup> *Kreisleriana Nr. IX*.

<sup>4</sup> „Man hatte mich heute Abend anders vorgeordnet; ich hier nämlich Doctor Schulz aus Rathenow, weil ich, nur unter dieser Bezeichnung, nicht am Flügel stehen, den Gesang zweier Schwestern anhören durfte.“ a. a. D.

ihm die Schwestern erschlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren versöhnt mit dem Kreisler, als in ihn sich der Doctor Schulz plötzlich umgestaltete<sup>11</sup>.

So verging das Jahr 1815 für Hoffmann auf eine im Ganzen höchst angenehme Weise; jedoch auch nicht ohne drückende Sorgen, indem sich noch immer keine Gelegenheit zu seiner Anstellung mit einem fixen Gehalt fand. Aber eben diese Sorge war, wie die schon aus den früheren Abschnitten klar geworden seyn wird, die notwendige Bedingung, ihn in dem Geleise eines mäßigen, und wie sehr er oft das Gegentheil zu glauben schien, seinem Körper und Geiste allein zuträglichen Lebens zu erhalten.

Das folgende Jahr 1816 führte zwei sehr einflussreiche Ereignisse für ihn herbei, die, wie sie auf der einen Seite sein äußeres Glück beförderten, auf der andern sein inneres allmählig zu untergraben dienten. Am ersten Mai nämlich rückte er bei einer im Kammergerichte entstehenden Vacanz als Rath, nach seiner bedeutenden Anciennetät, in die Collegium ein; welches Verhältniß verbunden mit den ansehnlichen Honoraren, die er nun schon erhielt, ihm, der außer für sich, nur für die Bedürfnisse einer in ihren Ansprüchen über alle Begriffe bescheidenen Frau zu sorgen hatte, die Mittel gab, mehr als gemächlich zu leben; und im nämlichen Sommer noch wurde seine Undine mit großer Pracht auf die Berliner Bühne gebracht, und mit Beifall aufgenommen, wodurch er eine Vocalcelebrität und mit ihr Einladungen über Einladungen im Berliner Gesellschaftskreise erhielt.

Geld aber über seinen Nothbedarf und gesellschaftlicher Wirrwar waren die zwei Klippen, die Hoffmann nie zu umschiffen verstand. Durch ersteres ließ er sich zu allen Zeiten zur Schwelgerei, namentlich im Trunk, durch letzteren zur Umkehrung aller Regel im Leben verleiten, so daß er aus Tag Nacht, und aus der Nacht Tag machte. In diesen zwei Verkehrtheiten, die zuletzt in eine große zusammenfloßen, ist die Quelle von Hoffmanns nachmaligem körperlichem und leider auch geistigem Verfall zu suchen, und darum erforderlich, etwas ausführlicher über diesen Gegenstand zu seyn, wobei einige Worte über eine Spielart des socialen Verkehrs in Berlin nicht am unrichtigen Orte stehen mögen. Es leuchtet hierbei zuvörderst ein, daß in der angegebenen Beziehung von den Gesellschaften nicht die Rede seyn kann, die aus Leuten bestehen, welche zusammenkommen, um zu essen, zu trinken und in Ruhe ihre Parthie Whist zu spielen. Diese sehen sich aller Orten gleich, und zu solchen laßt man auch keine Dichter, wenigstens nicht in dieser Qualität, ein.

Es handelt sich vielmehr von gewissen sogenannten gebildeten Kreisen, deren Richtung es ist, alles, was sich in irgend einer Gattung Ausgezeichnetes darbietet, an sich zu ziehen, um sagen zu können, daß man es auch bei sich gehabt habe, für welches haben denn, noch advenant, wie der Wandsbecker Bote sagt, der Ehrensold in Thee und Butterbrod, bis hinauf zu Kunstern und Rheinwein, bezahlt wird. Dieser Unterschied muß ausdrücklich hervorgehoben werden, denn es ist der einzig wesentliche; — abgesehen davon, und von dem, was genau damit zusammenhängt, nämlich bescheidenes Boutoir, oder Enfilade von Zimmern, eine Magd in Puz, oder Lakaien in Livree, alttestamentarische oder altadeliche Wirthe, Talglichter oder Wachskerzen (waxplattirte liegen in der Mitte) u. s. w., — sieht eine dieser Gesellschaften auf ein Paar der andern ähnlich; man kommt nämlich zusammen, um entweder Musik zu

machen, oder zu andern Kunstleistungen, höchstens in einer Vollkommenheit, wie man sie an öffentlichen Orten für Geld mit Leichtigkeit finden kann; oder zu einem lautlichen Hin- und Herreden über Theater, neue schöne Litteratur u. dergl.; public spirit fehlt in Berlin in der angeblich bessern Societät gänzlich; daher gedeiht dort kein tiefres Gespräch über Angelegenheiten der Welt oder des Vaterlandes, wogegen freilich alles persönliche, als in das Gebiet der Männerkatscherei gehörig, seine Stelle findet. Kommt nun ein Fremder an, den man in die beschriebenen Kreise zieht, so ist er entweder interessant oder nicht; ist er es, so kann er Künste machen, spielen, singen, dichten, und dann wird er eingeladen, um sich hören und sehen zu lassen; ist er es nicht, so soll er da seyn, um zu hören und zu sehen, und in der Stadt zu erzählen, daß er da und dort, den und den gehört und gesehen, damit nicht verborgen bleibe, das auch der und der, den und den bei sich gehabt habe.

Hoffmann schien nun für Sirkel dieser Gattung ein unerhörter Fund. Was konnte der Mann nicht Alles! — Bücher schreiben, die ganz Deutschland von sich reden machten, auf dem Pianoforte fantasiren, Opern componiren, Karikaturen zeichnen, Wis sprudeln wie er den Mund öffnete; der Ruf war ihm vorangegangen, und mit Recht erwartete man nun von ihm, daß er, dankbar für die gütigen Einladungen, erst der Gesellschaft ein noch ungebructes Manuscript vorlesen, dann die Tochter vom Hause accompagniren, dann eine alte Großmutter oder einen vornehmen Beschüzer der Künste mit schönen Redensarten unterhalten werde u. s. w., worauf man Gäste genug gebeten und vorbereitet hatte. — Aber wie sah man sich getäuscht, wenn er die furchtbarsten Gesichter zu schneiden anfing, sobald er sich langweilte, und dieß geschah immer, wenn sich nicht wenigstens ein ihn anregendes Prinzip in der Gesellschaft entdecken ließ; wenn er laut zu sprechen begann, während man sich mit Musikstücken abquälte, die man sorgfältig ausgefucht, weil er sich in seinen Schriften darüber ausgesprochen; wenn er endlich plötzlich und absichtlich das unsinnigste Zeug redete, so wie er merkte, daß man es darauf angelegt, etwas von ihm abzuhören kommen.

Wie mochte es aber bei einer Natur wie Hoffmanns sich auch anders gestalten! Um mit dem Strome eines so wichtigen Treibens, als das dargestellte, schwimmen zu können, muß man entweder eine sehr kleinliche Eitelkeit, die mit Weisthrauch jeglicher Gattung zufrieden ist, oder eine Art von Gutmüthigkeit besitzen, die sich an einem guten Willen, der doch hie und da nicht fehlt, genügen läßt, und bei der einem, indem man sieht, daß man Wohlgefallen um sich verbreitet, selbst am Ende wohl, und bis auf einen gewissen Punkt gemüthlich wird. Von beiden, sowohl von jener Eitelkeit der Kleinen Sorte, als von der beschriebenen Gutmüthigkeit war aber niemand ferner, als eben Hoffmann. Wie alles, so war auch die Eitelkeit bei ihm in großem Styl; strebte überall, wo es Genuß galt, — und Eitelkeit gab ihm den höchsten, — nach dem vollen, ganzen; abgestandene Weisfallaphrasen, wie sie die feine Societät heute über einen neuen Tänzer, morgen über das neueste Werk von Goethe, und übermorgen etwa über den blutigen Kampf einer unterdrückten Nation aus einem Beutel auszugeben pflegt, konnten ihm keine Freude machen; dabei forderte er, wenn er unterhalten sollte, daß man sich von nichts anderem unterhalten lassen sollte als von ihm, und daß man ihm nicht ausschließlich zubören, sondern mit Geist zubören sollte, und zwar nicht nur mit eigenem Geist, sondern mit seinem Geist, das heißt mit einem, der entweder fantastisch fliegen oder wüsig nachsprin-

gen konnte, wie er mit der Takrolle des schnell dahin sprudelnden Wortes den Ton angab. Welche Ansprüche an einen armen Berliner Thee! Und war dieser nur wenigstens nicht an allem arm; fand sich irgend etwas, was ihn schädles halten konnte; zwar dumme Männer, aber hübsche Frauen, oder dumme Männer und häßliche Frauen, aber ausgefuchter Wein; ungemüthliche Stimmung der Gesellschaft, aber eine fragenhafte Erscheinung, die ihm Stoff zu irgend einer poetischen Figur gab, so ging es noch an mit ihm; fehlte es aber an alle dem und hielt sich das Ganze in den Grenzen der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit, von der die meisten eben meinen: je ne demande pas mieux, so war es mit seiner Laune nicht auszuhalten. Hier erschien denn auch der Mangel an geselliger Gutmüthigkeit, von welchem oben gesprochen worden, im vollsten Lichte. War einmal durch das Alltägliche der Dämon der Langeweile — für ihn die fürchtbarste der Plagen — in ihm erwacht, so bemerzte sich seiner, ohne alle Uebertreibung gesprochen, eine wahre Wuth, die charakteristisch in seinen Gesichtsmuskeln spielte, und die er, wenn er nicht die Gelegenheit fand, ihr in der Gesellschaft noch Luft zu machen, entweder durch einige gallibrüstige Sarkasmen, oder durch Aeußerungen, die er wie Bahnwitz gestaltete um verlegene Gesichter um sich her zu sehen, auch selbst dann nicht verläugnen konnte, wenn er schon wieder heimgekehrt war, wo er in sein Tagebuch niederzuschreiben pflegte: „schändlich ennuyirt!“ u. dergl.; ja, die ihn oft nach mehreren Tagen noch erfaßte, wenn er seinen Freunden die ausgestandene Qual schilderte. Einmal auf diesem Wege konnte er nicht zurückgebracht werden, mochten Wirth und Wirthin, oder Gäste mit seinem Blick aus dem besten Herzen alles aufbieten, ihn umgukommen; vielmehr reizte jeder Versuch, ihn in die allgemeine Fröhlichkeit hineinzuziehen, wenn sich eine solche entwickelt hatte, zu größerem Unmuth, und in der Regel wandte er sich dann nicht zu einem, der ihn freundlich anredete, sondern zu einem dritten, um diesem eine Art von Antwort auf die Frage des Anredenden zu sagen.

Daß nun die zahme Societät, wo solche Erscheinungen nicht häufig vorgekommen seyn mochten, und in der jeder seine Rechnung für einen verlorenen Abend vollständig solidirt zu haben glaubt, wenn es ihm verstattet gewesen, die Langeweile, welche er empfunden, mit der, die von ihm ausgegangen, zu bezahlen, wenig Behagen an einem so stachelichten Mitgließe fand, ist leicht zu begreifen; und nur sehr selten ist der Fall vorgekommen, daß Hoffmann mehr als ein, höchstens einigemal, in diese Art von anständigen Theegesellschaften gebeten wurde.

Nunmehr dieser Art der Zerstreuung ledig, wäre er vielleicht gern in den bescheidenen Kreis seiner alten Freunde zurückgekehrt, die, an ein häusliches zurückgezogenes Leben gewöhnt, doch Jahr aus Jahr ein in einem lebendigen und gedeihlichen geistigen Verlehr standen, der eine, ergänzend wo es dem andern fehlte, und der andere, dankbar dafür und liebevoll-empänglich. Aber mochte es seyn, daß die Freunde sich verletzt fühlten durch die Leichtgläubigkeit, mit welcher Hoffmann sie auf die erste Lockung der Weltlichkeit der eiteln Welt verlassenen, oder sey es, daß er bloß aus dem Geleise gekommen, oder endlich, daß ihm bei glücklich veränderten äußern Umständen die früher mäßigen Genüsse mit den Freunden nicht mehr ausreichend schienen; — kurz, es machte sich nicht mehr, wie sonst, und, Freund aller Extreme, ging er aus der Gesellschaft wohlgezogener Leute, welche, Krämer in Kunst und Leben, beide in kleinen Portionen

vertreiben, recta unter die Schaar der Großhändler, die auf die Gefahr des Bankerotts hin den Genuß des Lebenscapitals allein in dessen möglichst schnellem Umschwung suchen, — aus den Theesalons in das Weinhaus, wo er sein Hauptquartier definitiv aufschlug, sich den Grundsatz aufstellend, daß, wenn man Kunstgenüsse haben wolle, man sie an öffentlichen Orten für sein Geld besser finde als in Privatziakeln für beschwerliche Kräfte, und daß die Gesellschaft in der Weinstube vor allen übrigen den Vorzug habe, daß, wenn sie einem nicht gefiele, man weggehen könne, wenn man wolle, ohne daß es der Wirth übel nehme — Argumente, gegen welche, wenn man an eine gewisse Freiheit gewöhnt ist, wirklich eben nicht viel möchte zu erinnern seyn.

So wäre denn der Punkt bezeichnet, von welchem aus Hoffmanns Versinken begann, und, nach den mechanischen Gesetzen des Falles, am Ende leider mit fürchtbarer Schnelle. Es darf ein dritter dieß unverhohlen aussprechen, denn er selbst hat es auf seinem Sterbebette nicht allein mit der Klarheit, mit der er alles durchschaute, eingesehen, sondern auch in die Hand des Verfassers freiwillig und feierlich das Versprechen niedergelegt, sein ganzes Leben ändern zu wollen, wenn Gott ihm die Gesundheit wiedererhänkte. Es hat nicht seyn sollen; aber schon der Vorsatz dient ihm zur Ehre!

Seine Lebensordnung in den letzten sechs Jahren, von 1816 bis 1822 war die: am Montage und Donnerstage brachte er die Vormittage in den Sitzungen des Kammergerichts, an den andern Tagen zu Hause, arbeitend; die Nachmittage in der Regel schlafend, im Sommer auch spaziergehend; zu; die Abende und Nächte in dem Weinhaufe. War er, was häufig in manchen Perioden täglich geschah, Mittags oder Abends, oder Mittags und Abends in Gesellschaft, — denn nicht aus aller Gesellschaft, bloß aus der seiner Freunde und aus den feineren Thee's, war er geschieden, dagegen unter Männern und bei Trinkgelagen immer ein willkommenener Gast, — oft Abends in zwei Circeln, von sieben bis neun, und von neun bis zwölf gewesen; so ging er, es mochte so spät seyn als es wollte, wenn alle anderen sich nach Hause begaben, noch in das Weinhaus, um dort den Morgen zu erwarten; früher in seine Wohnung zurückzukehren, war ihm nicht gut möglich.

Man denke hiebei aber nicht etwa an einen gemeinen Trinker, der trinkt und trinkt, aus Wohlgeschmack, bis er lallt und schläft; gerade das umgekehrte war Hoffmanns Fall. Er trank, um sich zu montiren; dazu gehörte anfangs, wie er noch kräftig war, weniger; später, natürlich mehr — aber war er einmal montirt, wie er es nannte, in erotischer Stimmung, die, oft bei einer halben Flasche Wein, auch nur Ein gemüthlicher Zuhörer hervorrufen konnte, so gab es nichts interessanteres, als das Feuerwerk von Wig und Bluth der Fantasie, das er dann unaufhaltsam, oft fünf, sechs Stunden hintereinander, vor der entzückten Umgebung aufsteigen ließ. War aber auch seine Stimmung nicht exaltirt, so war er im Weinhaufe nie müßig, wie man so viele sitzen sieht, die nichts thun als nippen und gähnen; er schaute vielmehr mit seinen Falkenaugen überall umher; was er an Lächerlichkeiten, Auffallenheiten, selbst an rührenden Eigenheiten bei den Weingästen bemerkte, wurde ihm zur Studie für seine Werke, oder er warf es mit fertiger Feder auf das Papier; kurz, er sprach

1 „Von sieben bis acht,“ schrieb er einmal dem Verfaßer, „An ich bei 7 gewesen, wo vernünftige Leute Thee mit Rum tranken; und von acht bis elf bei 11, wo wieder vernünftige Leute Rum mit Thee tranken,“ — und beide Kreise waren hieburch vollkommen charakterisirt.

2 E. Erinnerungen.

3 S.

3 Die Weinhandlung von Lutter und Wegener in Berlin, — Hoffmann besuchte nur diese eine — besitzt noch ein ganzes Portefeuille voll dieser zum Theil

selten seine Freunde, ohne daß er ihnen neue und pikante Curiosa aus dieser seiner Welt zu erzählen wußte.

Unter solchen Umständen hätten auch, die es am besten mit ihm meinten, ihm diese Erholung gern gönnen können, — oft war der geistreichste Kreis um ihn versammelt, und Fremde, die nach Berlin kamen und ihn gern sehen wollten, suchten ihn, da seine Lebensweise bekannt war, immer in seinem Weinhaus auf, — wäre nur der zerstörende Einfluß zu besätigen gewesen, den das unausgesetzte Nachtschwärmen, verbunden mit geistiger Anstrengung aller Art am Tage, — da er mit seinen Dienstarbeiten nie im Rückstande blieb, und Bücher über Bücher schrieb, — unausbleiblich auf seine Gesundheit äußern mußte. Auch ist nicht zu läugnen, daß der immerwährende Umgang mit einer Gesellschaft, wie sie sich in öffentlichen Häusern zusammen zu finden pflegt, nach und nach die Fähigkeit in ihm untergrub, sich unter erlernten Umgebungen würdig zu benehmen, und ein gewisser Conismus aus seinem Betragen hervorblickte, der solche, die ihn nicht genauer kannten und wußten, welchen Kern die oft rauhe Schale berge, leicht von ihm abzustößen geeignet war. Endlich hatte das gesteigerte Bedürfnis des Weines, vielen Weines, des besten und allerbesten Weines, die Folge, daß er leichteren Erwerb vorzog, und Lieblingspläne, die er sein ganzes Leben hindurch in sich getragen hatte, unausgeführt ließ, sie immer auf bessere Zeiten verschiebend. So wollte er, nach der beifälligen Aufnahme der *Undine*, noch eine leichte, an's Komische streifende, jedoch sich in einem romantischen Gebiete bewegende Oper componiren. Hitzig hatte ihm zu diesem Ende das Sujet des *Caideronschen* galan fantasma als alle jene Bedingungen erfüllend empfohlen; er ergriff, nachdem er mit dem Inhalt bekannt gemacht worden, — er selbst verstand nicht spanisch, und damals existirte noch keine Uebersetzung, — auf das bloße, ihm mitgetheilte Scenarium, die Idee mit einer solchen Liebe, daß er Contessa, der die Bearbeitung des Textes übernommen hatte, und dem die Lösung dieser Aufgabe wundervoll gelungen ist, nicht genug antreiben konnte, die Oper zu vollenden; aber, als sie fertig war, hat er in Jahren nichts daraus gesetzt, als ein paar Lieber. Dieß Werk sollte sein höchstes seyn, und dabei blieb es. Eben so ging es mit dem mehr erwähnten Werke von tiefer Intention: Richte Stunden eines wahnsinnigen Mufflers; dem dritten Bande des *Kater Murr*, zu dem der Plan auf das Grandioseste angelegt war, und den er im Kopfe schon ausgearbeitet hatte, so daß es nur des Niederschreibens bedurfte u. a. m. Dann kamen aber immer Bestellungen von Taschenbuchserzählungen mit Anerbietungen von sechs, acht, zehn Friedrichsd'or für den Bogen; das gab Ausichten auf neue, gute Weinernten; einmal lief selbst für die *Scuderi*, von den Gebrüdern *Wilmans* in Frankfurt am Main, nächst dem Honorar, als *Captatio benevolentiae* für folgende Jahre, eine große Kiste köstlicher Weine in natura ein; und so, durch die vorherrschende Neigung überall verfrachtet in slavische Bande, ging die freie Thätigkeit eines so herrlichen Geistes allmählig unter.

Eine Dase voll duftender Blumen tauchten in den ersten Jahren des wüsten Weinhauslebens die *Cerapionsabende* aus demselben auf. Hitzig nämlich, dem es am wehesten that, Hoffmann seinen wahren Freunden, um des Umgangs mit Geschwägern willen, ganz entfremdet zu sehen, hatte die Einrichtung begründet, daß man einmal in der Woche in Hoffmanns Wohnung zusammen kam, um sich mit einander zu besprechen, und

sehr charakteristischen Blätter; eine Art von Stammbuch, wo die Korrespondenzen unfehlbar und quereckert eingeschrieben waren.

das etwa Bearbeitete mitzutheilen, wobei, um den Character dieser Gesellschaft nicht zu verlieren, die höchste Mäßigkeit als Hauptgesetz angenommen war, ein Grundsatz, von welchem auch, so lange jene Zusammenkünfte bestanden, nicht abgewichen wurde.

Die Grundpfeiler dieses Vereins bildeten, nächst Hoffmann, Contessa, Koreff<sup>1</sup>, ein ausgezeichnete Arzt, und Hitzig. So ein vortreffliches in einander greifendes Quatuor mochte nicht leicht zu finden seyn. Koreff war der einzige Mensch, dem Hoffmann geduldig zuhörte, weil er ihn in der Unterhaltung an sprudelndem lebendigem Witz oft, und an Kenntnissen immer, überbot, auch dabei gutmüthig genug war, ihn reden zu lassen, so oft er wollte; Contessa, selbst wenig redend, horchte auf alles, was die Freunde an Witz ausgehen ließen, mit dem bestredlichsten Beifallsächeln, das ihm unaufhörlich um die Mundwinkel spielte, von Zeit zu Zeit ein kleines, aber entscheidendes Wortchen zugehend; und Hitzig, der mit Contessa das Publikum bildete, und alle drei übrigen länger und besser, als sie sich unter einander, kannte, verstand darum die Kunst, Lücken im Gespräch auszufüllen, und wo es matt wurde, es wieder anzuregen, sich willig jedes Anspruchs auf Solopartieen begebend.

Am Abend eines Tages, der, nach dem von Hoffmanns Gattin herbeigebrachten polnischen Kalender, den Namen des heiligen *Serapion* führte, wurde die Gesellschaft eingeweiht, nach jenem Heiligen benannt, und gebieh fröhlich, bis sie durch den Umstand, daß Contessa seinen Wohnort von Berlin verlegte, und durch in Koreff's Person begründete Hindernisse, zum großen Leidwesen aller, ihr Ende erreichte; denn wirklich wurde in einer solchen Zusammenkunft eine Masse von Witz und Geist konsumirt, daß ein gewöhnlicher Thee durch die ganze Lebenszeit des Theegebers davon hätte bestehen, und noch auf seine Erben ein gutes Theil übergehen können.

Auch an erfreulichen Besuchen fehlte es den *Cerapionsbrütern* nicht. Ein richtiger Laet sagte den Mitgliebrern schon, wen sie mitbringen durften, wen aber nicht; und gewiß ist keiner der Zugewogenen unbefriedigt aus dem heitern Kreise geschieden.

Kehren wir nun, nach dieser langen Abschweifung über Hoffmanns gesellschaftlichen Verkehr, zu den Ereignissen seines Lebens und seinen literarischen Arbeiten zurück, so findet sich von dem Jahre 1816 zuvörderst nur seine Bekanntschaft mit *Dolenschläger*<sup>2</sup>, und ein seltsamer Besuch seines Neffen, eines Sohnes seines oben erwähnten Bruders, nachzutragen, worüber sich das Fragment

<sup>1</sup> Der geheime Rath Dr. Koreff lebt jetzt in Paris.

<sup>2</sup> Späterhin sind beide gezeichnet, *Cerapionsbrüder*, Contessa als Solowitzer, und Koreff als *Wincenz*.

<sup>3</sup> Wie freundlich sich *Dolenschläger* später noch jener Bekanntschaft erinnert, möge nachstehender Empfehlungsbrief bezeugen:

Kopenhagen den 26. März 1821.

Hochzuverehrender Freund!

„Ich liebe mich noch immer in der Erinnerung an den herrlichen Cardinal, den Ew. Ehrenwürden mit eigener gelehrter Hand verfertigten, und den die dichterische *Terza juventa in uno*“ zusammen gewesen, wodurch unsere Seele, Gedanken, Phantasien, Klugheiten und Tugenden, zusammen fließen; und einen vollständigen *Parasit* anmachten.“

„Vergeben Sie meinen Eitel, ich bin der humoristischen und deutschen Sprache nicht so gewohnt wie Sie.“

„Hier schick ich Ihnen einen jungen geliebten, sehr gutmüthigen und bescheidenen Dänen, der bei euch Fremden *Woes* u. s. w. lernen soll.“

„Lassen Sie ihn auch ein wenig in die *Sonderheit* Ihrer *Kammer*, mein *Wort*, und lassen Sie ihn, wie man im irrischen *Tollhaus* einem *Pöbel* hoch und Weltweiser fern kann, und was mehr ist, ein sehr liebenswürdiger Mann.“

Der ich einzig verhore Ihre wahre Freund und Verehrer

A. Dehrenschräger,  
Cerapionsbrüder.“

<sup>\*</sup> Nämlich er, Fouqué und Hoffmann.

eines Briefes an diesen seinen Bruder vorgefunden hat, das zu charakteristisch ist, um der Versuchung widerstehen zu können, es in den später gesammelten Schriften mitzutheilen. Von seinen Werken ist keines mit der Jahreszahl 1810 bezeichnet, doch schrieb er in diesem Jahre mehreres, was in dem ersten Bande der Scapionsbrüder aufgenommen wurde.

In dem nächstfolgenden 1817 erschienen die Nachtstücke. Von diesen sind in Berlin gearbeitet: der Sandmann und das Majorat, in denen Königsbergische Figuren nach den in der ersten Jugendzeit erhaltenen Eindrücken aufgefaßt, aufgetreten; die Saitenkirche und das feinerne Herz, in denen Glogauische Erinnerungen verarbeitet sind; ferner das Gelübde, nach einer Geschichte, die Hoffmanns Frau ihm aus ihrer Vaterstadt Posen erzählte; endlich das Sanctus und das öde Haus. Zu dem ersten hatte ihm das Ereigniß die Veranlassung gegeben, daß eine der oben erwähnten Sängerrinnen, nachdem sie in der Kirche gesungen, plötzlich unter den in der Erzählung angegebenen wirklich merkwürdigen Umständen, für einige Zeit, die herrliche Stimme verlor und Hoffmann neidend behauptete, es sey die Strafe dafür, weil sie beim Sanctus die Kirche verlassen; zu letzterem aber der Eindruck, den ein unter den Linden gelegenes Haus auf ihn machte, dessen Fenster nach vorn hinaus nie geöffnet erschienen, und hinter denen seine Fantasie ihm allerlei Spukhaftes sehen ließ. Zu dem vor seinem letzten Aufenthalt in Berlin geschriebenen Ignaz Denner, hatte er den Stoff in Bamberg erhalten.

1818 erschien von ihm kein größeres Werk; 1819 aber zuerst der Dialog: seltsame Leiden eines Theaterdirectors, sodann: klein Zaches. Die Entstehungsgeschichte

des ersten erzählt er auf allerliebste Weise, in der wohl erst dem Leser des gegenwärtigen Buches vollkommen verständlichen Vorrede folgendergestalt:

„Vor etwa zwölf Jahren ging es dem Herausgeber dieser Blätter beinahe eben so, wie dem bekannten Zuschauer Herrn Grünhelm, in Diecks verkehrter Welt. Das düstere Verhängniß jener ereignisreichen Zeit drängte ihn mit Gewalt heraus aus dem Parterre, wo er seinen bequemen, behaglichen Platz gefunden, und nöthigte ihn, einen Sprung zu wagen, der zwar nicht bis auf das Theater, wohl aber bis in das Orchester, auf den Platz des Musikdirectors, reichte.

Auf diesem Platz schaute er nun das seltsame Treiben der wunderlichen kleinen Welt, die sich hinter Coulis und Gardine regt und bewegt, recht in der Nähe an, und diese Anschauung, vorzüglich aber die Herzensergießungen eines sehr wackern Theaterdirectors, dessen Bekanntschaft er im südlichen Deutschland machte, gab Stoff zu dem Gespräch zweier Theaterdirectoren, das er schon damals aufschrieb, als er noch nicht in das Parterre zurückgesprungen war, wie er es in der Folge denn wirklich that u. s. w.“

Klein Zaches ist eines von Hoffmanns Werken, welches ihm die meisten Mißbrutungen zugezogen, und doch gab es nichts unschuldigeres, als die Art, wie dieß Märchen entstanden.

Im Frühjahr 1819 war er nämlich schwer erkrankt an einem Unterleibsübel mit gichtischen Zufällen. Hitzig besuchte ihn täglich, und mußte dann immer zuerst hören, welche Fantasien des Fiebers, die Hoffmanns Kopf jederzeit mit neuen Bildern füllten, zunächst die Oberhand bei ihm gewonnen. So kam er eines Nachmittags, und Hoffmann, ihm die glühende Hand vom Krankenzimmer herüberreichend, und noch im heftigsten Fieberanfälle, rief ihm gleich in kurzen raschen Absätzen, wie sie die Hitze austödt, entgegen: „Denken Sie, was für ein paar verwünschte Ideen mir eben gekommen sind. Ein häßlicher, dümmer kleiner Kerl — fängt alles verkehrt an, — und wie was Apartes geschieht, hat er es gethan. — Wird z. B. ein schönes Gebicht in einer Gesellschaft von einem andern verlesen, — er wird als Verfasser geehrt und empfängt dafür das Lob, und so durchweg. — Dann wieder ein anderer, der einen Rock hat, — wenn er ihn anzieht, — werden die Arznel zu kurz, — und die Schöps zu lang. — Sobald ich wieder gesund werde, muß aus den Kerls ein Märchen gemacht werden.“ Hitzig konnte nicht umhin, den Gedanken drollig zu finden, und bei Hoffmanns besüßelter Gile war er auch kaum wieder auf den Beinen, als der kleine Zaches schon fertig da lag, den er vielleicht in nicht vierzehn Tagen gearbeitet. Hatte er nun darin eine im Orte bekannte Karrikaturgestalt dem Leser vor die Augen gestellt, wie er es nicht unterlassen konnte, im Weinhaufe jede lächerliche Figur auf das Papier zu werfen, oder in der Gesellschaft alles, was in das Gebiet des Komischen fiel, laut zu bemerken, so lag darin eben so wenig eine prämeditirte Bosheit, die ihm oft zur Last gelegt worden ist, als darin eine strafbare politische Gesinnung, wenn er in seinem letzten Werke die Erzählung mit Ausdrücken staffirte, die er aus, mit Recht geheim gehaltenen, ihm nur durch sein Amt zugänglich gewordenen, Acten geschöpft; vielmehr war in dem einen und dem andern Falle nichts eben das Motiv seines Handelns, als eine völlige Rücksichtslosigkeit in Beziehung auf die Folgen, wenn es galt,

1 Diese Erzählung hieß früher: „Der Revierjäger“, und war (s. den Brief vom 16. Januar 1814) für die Fantasiestücke bestimmt. Wie richtig sie in ihrer damaligen Gestalt nicht würdig genug, neben den übrigen gehaltenen Aufzügen dieses Buches zu stehen. Hoffmann hielte sich mit mir, und nahm sie zurück. Warum er den Namen umtaute, ist mir ein Räthsel, um so mehr, als nachdem mir die „Nachstücke“, denen diese „Geistergeschichte“, wie Hoffmann sie nennt, einverleibt ist, zu Gesicht kamen, ich ganz etwas anderes zu finden glaubte, und zwar die Ausführung einer Idee, mit der Hoffmann schon in Bamberg beschäftigt war.

Recht gut erinnere ich mich noch des Moments dazu. Zwei Portraits Katholischer Denner's in der herrlichen Pommerersche Gallerie waren es, die ihn so getrost angingen, deren desiglichen Fiedel in der schlichten Ausführung er so bewunderte, daß er im Anblikhen verkauft anstieß. „Ich kann mich von der Idee nicht trennen, daß der Meister's zweier Kunstwerke mit seinem Leben günstig verhandeln, völlig identisch sein müßte.“ Er fragte mich, ob ich nicht näher von Denner's Lebensverhältnissen wisse, und auf einige Andeutungen, die ich ihm deshalb machte, die ihn aber nicht befriedigten, drückte er den Wunsch aus, daß ich bei unserer Nachhausekunft doch logisch in meinen Kenntnissen nachschlagen möchte, um über diesen: „ganz originellen Kerl“ etwas Bestimmtes zu erfahren.

Des andern Morgens nach unserer Fahrt fand sich Hoffmann schon sehr früh bei mir ein, und durchblätterte die Werke mit Haß, wo er über den Künstler etwas zu finden glaubte, jedoch — wenn ich mich recht entsinne — ziemlich erfolglos.

Die Begleitung trieb ihn am nämlichen Morgen noch zu dem Generalcommissar Freiherrn von Stengel, in dessen Hause er, wie bekannt, längst persönlichen Zutritt hatte, in der Hoffnung, durch diesen Kunstfreund beständige Nachrichten einzuziehen. Auch dessen Bücherregale wurden durchstöbert, jedoch mit eben so wenigem Erfolge.

Nachdem war jedoch, wie er bei seiner Nachhausekunft berichtete, der Gang für ihn nicht gewesen, indem er ein paar interessante, mündlich ihm von Herrn von Stengel erzählte Anekdoten davon trug. — „Es gibt doch ein köstliches Fantasiestück!“ rief er mir zu, „hoffen Sie mir auf!“

Ich glaubte nun den für die Fantasiestücke nicht wenigsten Plan in den Nachtstücken angeführt zu finden, nachdem ich die Lebensgeschichte der Erzählung gelesen; allein auch hier fand ich, wie bemerkt, einen ganz andern, mit Denner gar nicht in Verbindung stehenden Stoff.

Worauf auch diese enthält keine Reminiscenzen aus Bamberg, wie Hitzig vermuthet, außer der Buchdruckverfertigung des Revierdirectors, „Gndere“ zu Sternsdorf bei Bamberg, in „Adress“, wobei er wohl an den Mann gedacht haben mochte, auf dessen Revieren er sich im Schützen zu vervollkommen strebte, und wo er „kein Reh geschossen.“ Uebrigens stehen die Lebensverhältnisse dieses Mannes ebenfalls nicht in der geringsten Beziehung zum Revierjäger Andreä, wie diesen Hoffmann in seinem Ignaz Denner schildert.

B. F.

2 Dies treffliche Buch enthält nehm dem „Kater Murr“ die meisten Reminiscenzen aus Hoffmanns Leben in Bamberg. Vielleicht gelangte ich einmal dazu, beide vollständig zu commentiren. — Die gewählte dialogisirte Form in letzterem Werke entspringt aus der Erinnerung an Hoffmanns Heflingschrift: „Rameaus's Reise, nach Dierot, von Goethe“, der oft wieder alten Lectüre während seiner Bamberger Aufenthalt.

B. F.



einem witzigen Einfalle Lust zu machen. Daß mit dieser Bemerkung der Vorwurf des Keinsweges zu billigen Leichtsinns, der dort den Menschen, hier den Geschäftsmann trifft, nicht zu beseitigen ist, versteht sich ohne weitere Ausführung.

Uebrigens sind sowohl der Umschlag zu Klein Jachés, so wie zu seinen spätern Werken, den beiden Bänden des Kater Murr und des Meister Floh, von Hoffmann selbst erfunden und gezeichnet. Er war durch Sigis auf Hensels ähnliche Arbeiten auf dem Einbände der Arnoldschen Märchen aufmerksam gemacht worden, hatte Wohlgefallen daran gefunden und die Idee gleich in seinem Geiste benutzte.

Im Sommer 1819 machte Hoffmann auf Verordnung seines Arztes eine Reise in die schlesischen Bäder, die ihm ungemein wohl bekam. Er traf dort mit Contessa zusammen, machte die Bekanntschaft von Schall, Weissflog und andern geistreichen Leuten, und kehrte so gestärkt und heiter zurück, als ihn seine Freunde lange nicht gesehen. Nie wird der Herausgeber, der während seiner Abwesenheit die Correctur des ersten Bandes vom Kater Murr besorgt hatte, die Gemüthlichkeit vergessen, mit welcher Hoffmann am frühen Morgen nach seiner Rückkunft in seinem Hause erschien, und ihm einen krystallinen Prachtpokal feierlich überreichte, in welchen er den Kater nach einer sehr gelungenen, von ihm in Warmbrunn entworfenen Zeichnung hatte schneiden lassen, mit der Umschrift: „Der junge Autor seinem vielgeliebten Corrector.“

Bald nachher wurde Hoffmann in ein ihm wieder ganz neues Feld der Thätigkeit berufen, nämlich zum Mitgliede einer Immediat-Untersuchungscommission zur Ermittlung geheimer staatsgefährlicher Verbindungen ernannt, und soll auch hier sehr brauchbare, und vorzüglich elegant redigirte Arbeiten geliefert haben.

Endlich gab er bis zum Schlusse dieses, für ihn in so vielfältiger Beziehung reichen Jahres, den ersten und zweiten Band der Serapionsbrüder heraus, deren dritter 1820 und vierter 1821 erschien.

Der Verleger dieses Werkes hatte ihn nämlich, wie er in der Vorrede zu demselben berichtet, aufgefordert, seine in Journalen und Taschenbüchern zerstreuten Erzählungen und Märchen zu sammeln, und mit neuen zu vermehren, und hierdurch, so wie durch den Umstand — so bemerkt er ferner — daß er mit seinen herzlichsten Freunden, nach langer Trennung (durch die unternommene schlesische Reise), an einem Serapionstage wirklich wieder zusammentrat, war er bestimmt worden, jener Aufforderung Raum zu geben. Man findet hiernach in dem genannten Buche theils jene Erzählungen, theils einen fortlaufenden, zur Vereinigung derselben in ein Ganzes dienenden Dialog, in welchem er sich vorgesezt, ein möglichst treues Bild des Zusammenspiels der gleichgesinnten Serapionsbrüder aufzustellen, wie sie sich einander die Schöpfungen ihres Geistes mittheilen und ihr Urtheil darüber aussprechen.

Im Frühjahr des nächstfolgenden Jahres 1820 hatte Hoffmann eine große Freude. Ein Reisender brachte ihm einen herzlichen Brief von Beethoven'. Man muß

1 Er möge in seiner großartigen Einfachheit hiezu stehen:

Wien, den 23. März 1820.

Ich ersehe die Götterwelt, durch Herrn N. mich einem so geschriebenen Manne, wie Sie sind, zu nähern. Auch über meine Wenigkeit haben Sie geschrieben, auch unter Herrn N. N. zeigte mir in seinem Stammbuch einige Seiten von Ihnen über mich. Sie nehmen also, wie ich glauben muß, einigen Antheil an mir. Erlauben Sie mir, zu sagen, daß dieses von einem, mit so ausgezeichneten Eigenschaften begabten Manne theilgeleiden, mir sehr wohl thut. Ich wünsche Ihnen alles Schöne und Gute, und bin

Fr. Wohlgeweren

mit Hochachtung ergebener  
Beethoven'.

seine Verehrung des Meisters gekannt haben, um beurtheilen zu können, wie dieser Gruß aus der Ferne auf ihn wirkte.

Im Sommer dieses Jahres kam Spontini, nach Berlin gerufen, dort an. Auch diesen Componisten achtete Hoffmann im höchsten Grade. Er fand sich veranlaßt, ihn in der Zeitung mit einem Willkommen zu begrüßen, ein Schritt, der ihm wie manche andere spätere Annäherung an den interessanten Mann vielfach verargt worden ist, weil man darin eine seiner unwürdigen Kriecherei zu finden meinte. Von keinem Fehler war er aber wohl mehr entfernt, als von diesem. Leicht kann es seyn, daß die große Auszeichnung, die Spontini ihm als einem der gewandtesten Schriftsteller, dem er also mit Recht einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zutrauen durfte, bewies, seiner Eitelkeit schmeichelte, und ihn auch geneigt machte, die Uebersetzung des ursprünglich französischen Textes der Olympia — eine Arbeit, die sonst nicht ganz passend für ihn war — zu übernehmen; aber es ist in die Augen fallend, wie verschieden dieß Motiv, selbst wenn man es voraussetzen könnte, und das soll keineswegs behauptet werden, von einer Schmeichelei wider bessere Uebersetzung seyn würde. So viel ist gewiß, daß er die Bearbeitung der Olympia mit der größten Lust betrieb, und von der Schönheit und Wirkung dieser Musik seinen Freunden nicht genug zu rühmen wußte.

Endlich erschien 1820 noch der erste Band der Lebensansichten des Kater Murr, dem 1822 der zweite folgte, und der mit dem dritten, leider auf dem Papier nicht angefangenen, aber im Kopfe schon ganz vollendet, schließen sollte. Zu der äußern Form dieses Buches war Hoffmann durch einen ausgezeichnet schönen Kater veranlaßt worden, den er aufgezogen hatte, und der ihm wirklich mehr als gewöhnlichen Thierverstand zu haben schien; wenigstens war er unerschöpflich in Erzählungen von den Klugheiten, welche von diesem Liebling, der in der Regel in dem Schubkasten des Schreibstisches seines Herrn, welchen er sich mit den Pfoten selbst aufzog, und auf dessen Papieren ruhte, ausgegangen seyn sollten. Der Held der Dichtung, Johannes Kreisler, schon aus den Fantastestücken der lesenden Welt bekannt und werth geworden, war aber eine Personification seines humoristischen Ichs, weshalb auch in keinem seiner Werke so viel auf Wahrheit gegründete Beziehungen auf sein eigenes Leben zu finden sind, als in diesem. Der dritte Band sollte Kreisler bis zu der Periode führen, wo ihn die erfahrenen Täuschungen wahnsinnig gemacht, und unmittelbar an diesen Band sich die schon mehrmals erwähnten „lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers“ anschließen?

1 Alter Brief, wo er sagt, der König habe gewünscht, daß er diese Arbeit übernehme.

2 Hierzu hat sich folgender Equus im Nachlaß vorgefunden:

lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers.  
Ein Buch für Kenner.

Die Liebe des Künstlers.

Der kühle Augenblick.

Klang aus dem Norden.

Klang aus dem Süden.

Wohll der Instrumente.

Musikalisches Weltwunder.

Equarten.

Bestenreue des Künstlers (gerade entgegengesetzt) (nach dem Takt gehen — Rollen der Räder — Anstoten).

Abnungen der Musik des Himmelreichs.

Die Noten.

Das Geheimniß der Fugr. (Frage und Antwort. Drei Worte, oder die Herberge im Walde).

Piano — forte — crescendo — fortissimo — decrescendo — ritardando — ad libitum a tempo — smorzando.

Verwundenes Einfangen — unerschadet der Componist zur klaren Erkennt-

Auf den „Kater Murr“ legte Hoffmann, fast unter allen seinen Werken, den höchsten Werth; und in dem letzten Theile desselben glaubte er zu leisten, was er früher noch nicht vermocht.

Zu seinem Geburtstage in diesem Jahre hatte ihm Koreff übrigens ein Heft mit acht Callotschen Blättern geschenkt. Diese gaben ihm die Idee zu der „Prinzessin Brambilla“, die im nächstfolgenden, 1821, erschien, und zu der er mehrere jener Blätter mit Gegenständen, die in den Gang der Handlung eingreifen, abbilden ließ.

In der Vorrede bezeichnet er seinen Zweck bei diesem Märchen dahin, daß es eine aus einer philosophischen Ansicht des Lebens geschöpfte Hauptidee versinnlichen solle, und die hier zum Grunde liegende war die Verbindung des Humors mit der Phantasie. Er glaubte das Werk gelingen, und übergab es wie seine früheren seinem Freunde Hitzig, dessen Urtheil darüber fordernd. Dieser, der ihn stets mit der größten Offenheit behandelte, verhehlte ihm nicht, daß er ihn hier auf einem schon oft, aber noch nie so entschieden betretenen Abwege zu erblicken glaube, nämlich dem des Nebelns und Schwobelnns mit leeren Schatten, auf einem Schauplatz ohne Boden und ohne Hintergrund, und empfahl ihm, um ihm zu zeigen, was bei dem Publikum jetzt mit Recht anfangs das höchste Glück zu machen, etwas von Walter Scott zu lesen (denn ohne ausdrücklich darauf hingewiesen zu werden, las Hoffmann nichts Neues) — unmaßgeblich den Astrologen.

Schon am nächsten Morgen erhielt er folgende Antwort, die eine sehr merkwürdige Selbstanschauung enthält:

„Gestern Abend war Koreff bei mir, und hatte die Güte, mir auf mein Bitten noch ganz spät den Astrolog zu schicken, den ich nächstens lesen werde, da ich ihn in diesem Augenblick — verschlinge. — Ein ganz treffliches Buch, in der größten Einfachheit reges lebendiges Leben und kräftige Wahrheit! — Aber! — fern von mir liegt dieser Geist, und ich würde sehr übel thun, eine Ruhe erkünsteln zu wollen, die mir, wenigstens zur Zeit noch, durchaus gar nicht gegeben ist. Was ich jetzt bin und sein kann, wird pro primo der Kater, dann aber, will's Gott, auf andere Weise noch der Jakobus Schnellpfeffer, der vielleicht erst 1822 erscheinen dürfte, zeigen.“

Der Frühherbst dieses Jahres 1821 führte zwei sehr angenehme Ereignisse für Hoffmann herbei. Sein geliebtester Jugendfreund Hippel erschien wieder für längere Zeit in Berlin, und ferner rückte er in Gemäßheit seiner Anciennetät, und nachdem sich unlängst sein Gehalt auch noch bedeutend vermehrt hatte, in den Oberappellations-Senat des Kammergerichts als Mitglied ein.

Diese Lage hatte er längst gewünscht, denn sie befreit von allen juristischen Geschäften außer dem Hause, und beschränkt diese bloß auf das Anfertigen schriftlicher Relationen, die dann, wenn sie nach Mühe fertig gemacht worden, an einem bestimmten Tage in der Woche vorzutragen sind. Dieß paßte vortreflich zu Hoffmanns schriftstellerischen Beschäftigungen, in denen er durch seine frühere Situation, die es mit sich brachte, daß er wenigstens zweimal wöchentlich in der Gerichtsung erscheinen, und vorher Arbeiten machen mußte, die an diesen Sitzungstagen zum Vortrag kamen, sich häufig unterbrochen sah. Er nannte sein jetziges Leben treffend ein doppeletes Autorleben, indem er in seinem Geschäftsverhältniffe nur Manuscript für die Registratur, wie als

nicht gekommen — er macht so selbst seinen Critiker — zertheilt in zwei geistige Peinigung, die der Moment schreibt.

Wozu als Kind erinnere mich daran, daß ich den Dichtern recht viel zu thun gebe.

Dichter Manuscript für die Presse zu liefern hätte. Dazu war sein Finanzzustand durch die Gehaltsvermehrung dergestalt verbessert, daß er daran dachte, sich in jeder Art mehr auszudehnen, einige Zimmer zu seinem Quartier zumietete, um in dem einen eine sich nach und nach anzuschaffende Bibliothek aufzustellen, in dem andern aber nur die Arbeiten, die zu seiner Erholung dienten, vorzunehmen und dergl. mehr; kurz man konnte keinen mit größerer Freudigkeit in die Zukunft blickenden Mann sehen, als Hoffmann im Oktober 1821.

Aber, wie es oft im Leben zu geschehen pflegt, daß die gewitterschwangere Wolke dem schon über dem Haupte steht, der sie nicht erschaut, weil er den Blick nicht von der Erde hebt, so sollte es auch mit dem armen Hoffmann seyn. Nur noch Monate lang sollte er das ihm nun in jeder Beziehung so theuer gewordene Leben fortsetzen dürfen, und — welch' ein Leben!

Der erste Vorbote der Leiden, die ihm bevorstanden, war — man lache nicht — der Tod seines Katers.

Am 30. November 1821 erregt der Verfasser früh am Morgen folgende Karte:

„In der Nacht vom 29sten zum 30sten November entschloß nach kurzem, aber schwerem Leiden zu einem bessern Daseyn, mein geliebter Jüngling, der Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Alters, welches ich theilnehmenden Gönnern und Freunden ganz ergebenst anzuzeigen nicht ermangle. Wer den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden, und ihn — durch Schweigen ehren.“

Hoffmann.“

Dieser Spas konnte dem auffallen, der Hoffmann nicht kannte, nicht ahnete, wie nahe oft bei ihm Scherz an Schmerz zu gränzen pflegte. Der Verfasser wußte, wie er es zu nehmen hatte. Am Abend führte ihn ein Geschäft aus seinem Hause an der Weinstube vorbei, in welcher Hoffmann seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Wenige Schritte davon gewahrte er diesen langsam und gebückten Hauptes einhergehend. Hoffmann ward auch seiner im Augenblicke ansichtig, und: „Haben Sie meine Karte erhalten?“ fragte er mit Heftigkeit. Es wurde bejaht. „Nun, so thun Sie mir die einzige Liebe,“ so fuhr er fort, „und treten mit mir in dieß Kaffeehaus (vor dem sie eben standen), wir können da ungestört miteinander sprechen.“ Es geschah, wie er gesagt; er riß den Freund mit Ungeßüm in ein Hinterzimmer, sah sich um, ob sie auch allein wären, und nun begann er, mit vorausgeschickter Bitte, ihn nicht zu verkennen; aber — es sey doch nun einmal so — das Bekenntniß, wie ihn der Tod des Thieres ergriffen (welches zu retten er Arzte aus der Thierarzneischule hatte holen lassen), zugleich aber auch eine Schilderung der Qual des Sterbens, daß sich dem entsetzten Zuhörer die Haare in die Höhe richteten. „In der Nacht,“ so erzählte er unter anderem, „winsette der Murr gar zu erbärmlich, meine Frau schlief fest; ich stand sachte von ihrer Seite auf, schlich in die Kammer, wo er lag, hob die Decke auf, die über ihn gebreitet war, und nun sah er mich an, mit ordentlich menschlichen Blicken, wie bitzend, daß ich ihm doch das Leben schenken möchte, und hörte für einen Augenblick auf zu jammern, als ob er Trost in meinen Mienen läse. Da konnte ich es nun nicht länger ertragen, ließ das Tuch wieder über ihn hinfallen, und kroch in's Bett zurück. Gegen Morgen starb er, und nun ist mir das Haus so leer, und auch meiner Frau. Ich wollte heute früh gleich zu Fiocati, und ihr einen sprechenden Papagei kaufen, aber sie will keinen Erbs, und ich auch nicht. Nicht wahr, Freund, Sie

halten auch nichts von Surrogaten für geliebte Gegenstände? u. s. w."

Der Freund war so ergriffen von der Stimmung, in welcher er Hoffmann fand, und so gerührt von seinem Vertrauen, da er, der jeden Anstrich von Sentimentalität auf das höchste scheute, sich gewiß nur gegen ihn, den seit langen Jahren mit seinen innersten Gefühlen Bekannten so auszusprechen wagte, daß er seine Hand ergreift, und ihm sagte: „Ihre Karte liegt schon bei den Papieren, die ich über Sie gesammelt, und auch diese Herzenseräufung soll unvergessen seyn. Wenn ich Sie überlebe, so schreibe ich Ihre Biographie, und beides soll darin nicht fehlen.“ „Ach, Sie werden mich gewiß überleben!“ erwiderte er wehmüthig, und tief erschüttert schieden die Freunde.

Wie hätte es aber der Ueberlebende damals ahnen sollen, daß er sein Versprechen so bald werde zu lösen haben! Noch stand Hoffmann in völliger Kraft der Gesundheit vor ihm; aber bald darauf besiel ihn die Krankheit, die eine gänzliche Erschöpfung der Lebenskraft, und zuletzt eine Lähmung der Extremitäten herbeiführend, ihn in dem reifsten Mannesalter unerbittlich dahintrug.

Vor deren Ausbruch hatte er noch sein letztes Werk: „Meister Floh“ geschrieben.

Eine Aufforderung der Buchhandlung Gebrüder Wittmans in Frankfurt am Main, die ihm seit dem großen Erfolg, den die Scuderi ihrem Taschenbuch für Liebe und Freundschaft gegeben, unaufsichtlich anlag, ein Werk für ihren Verlag zu schreiben, und ihn durch die glänzendsten Anerbietungen in Hinsicht des Honorars köderte, mag ihm die Veranlassung gegeben haben, diese Märchen aus längst verbrauchten Materialien im Laufe von wenigen Wochen zusammenzuwürfeln; aus irgend einem innern Antrieb ist es, wie man auf den ersten Blick gewahrt, nicht hervorgegangen. Auch die durch die bekannte Verfümmelung desselben daraus verschwundene Episode würde ihm keinen erhöhten Reiz gegeben haben. Sie enthielt Anspielungen, die nur ein sehr bedingtes, zum Theil lokales Interesse hatten; und wäre Hoffmann nicht so unvorsichtig gewesen, vorher davon zu sprechen, daß er dies und jenes in dem Buche periphrasieren wolle, so würde kein Leser bei der Ungründlichkeit des Publikums, das solche Schriften lieft, gemerkt haben, wohnaus er gezielt. Uebrigens war es, wie schon oben bei Gelegenheit des kleinen Buches erwähnt worden, unpasslich, daß er Lächerlichkeiten, zu deren Kenntniß er auf amtlichem Wege gelangt, in seinem Märchen dem Publikum preis gab; aber es war ihm einmal unmöglich, Dinge, welche ihm aus diesem Gesichtspunkte erschienen, am Wege liegen zu lassen, er mochte sie finden, wo er wollte.

Nächst dem „Meister Floh“ beschäftigte ihn in dieser Zeit der Gedanke einer Fortsetzung von Tieck's merkwürdiger Lebensgeschichte des Abraham Tonelli im achten Bande der Straußfedern<sup>1</sup>. Was sich davon im Nachlasse vorgefunden, wird unter den „später gesammelten Schriften“ nicht unwillkommen seyn.

Hoffmann's letzter Geburtstag, der 24. Januar 1822, war von den bedeutendsten Auspicien für ihn begleitet, was seit den Jünglingsjahren nicht der Fall gewesen; er konnte ihn mit seinem ältesten Freunde Hippel, der noch in Berlin verweilte, feiern, und von seinen späteren liebsten Freunden fehlte auch kein einziger als Conzessa, der sich auf dem Lande befand. Aber schon hatte

<sup>1</sup> Wie Tieck im Hechste 1822 dem Verfasser sagte, hat er die Absicht, die fehlende Geschichte in der Fortsetzung des Phantastus wieder zu geben. Er möge dieses Versprechens eingedenk seyn, da die Straußfedern fast vergessen sind.

die sich entwickelnde Krankheit ihm die Flügel gelähmt. Er trank Selterfer-Wasser, während er seiner Gesellschaft die köstlichsten Weine vorgesetzt, und wenn er sonst bei solchen Gelegenheiten mit der unermüdlichsten Beweglichkeit den Tisch umkreiste, um einzuschenken und die Unterhaltung anzufachen, wo sie stockte, so sah er heute den ganzen Abend an seinem Lehnstuhl gesesselt. Nach Tische nahm die Unterhaltung zwischen Hippel und Hoffmann eine Wendung, die, wie sie Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit herbeirief, auch des Todes und Sterbens erwähnen ließ. Der Verfasser, mit unter den Geladenen, warf, vielleicht ihm selbst unbekannt, ein Wort dazwischen, dessen Sinn ungefähr das bekannte: „das Leben ist der Güter höchstes nicht,“ war; aber Hoffmann fuhr ihm mit einer Heftigkeit, die so den ganzen Abend nicht zum Ausbruch gekommen war, entgegen: „Nein, leben, leben, nur leben — unter welcher Bedingung es auch seyn möge!“ — Es lag etwas Entsetzliches in der Art, wie er diese Worte herausstieß, und sein Wunsch ist später auf eine furchtbare Weise in Erfüllung gegangen.

Denn er lebte zwar von da an noch fünf Monate, — aber unter welchen Bedingungen! — Mit jedem Tage, möchte man sagen, versagte ein oder das andere Glied seines Körpers mehr und mehr den Dienst; Füße und Hände, Folge der sich ausbildenden Rückenmarkslähmung (tabes dorsalis) starben ganz ab; eben so einzelne Theile des innern Organismus, und den Tag vor seinem Tode, wo die Lähmung bis hinauf an den Hals getreten war, glaubte er sich völlig genesen, weil er nirgend Schmerz mehr fühlte.

In diesem über allen Begriff jammervollen Zustande, der jedem, der ihn sah, durch die Seele ging, verlagerten sich bei ihm keinen Augenblick die höchste Liebe zu dem Leben, der unerschütterliche Glaube, daß es ihn nicht lassen könne, und eine in Vergleichung mit seinen gesunden Tagen fast noch gesteigerte Heiterkeit, ja großentheils Ausgelassenheit. Der ernste Richter, der es ihm zum Verbrechen machen mag, daß er über mancher Staatseinrichtungen oder ähnliche Gegenstände seinem Scherz freien Lauf gelassen, hätte nur einmal Zeuge seyn sollen, welsch eine unerschöpfliche Quelle der launigsten Einfälle er sich selbst in seiner Hüfllosigkeit wurde. Daß sein Stiefelpuzer ihn mit nervigten Häufen ins Bad warf, wie man ein Stück Holz ins Wasser schleudert; daß eine sorgsame Magd ihn dann, wenn er wieder angekleidet, — was leider bei seiner Zusammengekrümpftheit leicht möglich war, — oft, wie ein Kind auf die Arme nahm und ihn ins Bett trug, und tausend kleine Ereignisse dieser Gattung wurden ihm zu Festen; und er fühlte sich glücklich, wenn er seinen Freunden täglich Neues in diesem Geschmack erzählte und ausmalen konnte<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Eine solche Geschichte hat er auch noch im letzten Monate seines Lebens in der Berliner Zeitschrift: „der Zuschauer“ No. 71 vom 15. Juni abgedruckt lassen. Sie lautet folgendergestalt:

#### T a i e r e t ä t .

Ein Kranker, der an einer beharrlichen Schlaflosigkeit litt, sah sich genöthigt jede Nacht jemanden an sich zu haben, mit dem er nicht allein sprechen konnte, sondern der ihm auch in seinem gelähmten Zustande die nöthige Hülfe leistete. So sollte ein junger Mann bei dem Kranken wachen. Statt aber zu wachen, verfiel derselbe in einen Schlaf, aus dem er nicht zu erwecken. Der Kranke wartete in dieser Nacht von einem besondern Geiste träumend, und zwar musikalischer Laune ergriffen, besann sich auf alle mögliche Canzonen und Canzonetten, die er sonst gesungen, und sang sie mit heller Stimme ab. Endlich, als er in das schlafende Antlitz seines Wächters schaute, kam ihm dasselbe, so wie die ganze Situation, gar zu drohlig vor. Er rief seinen Wächter laut bei Namen, und fragte, als dieser sich aus dem Schlafe rüttelte, ob ihn vielleicht das Singen in seiner Ruhe störte?

„Ach Gott!“ erwiderte der junge taubstumm-Mann ganz naiv und trocken, „ich hab' mich nicht geirrt, es ist Gott, nicht ein menschliches Singen. Sie doch in Gott!

Alle seine Umgebungen trugen besondere Namen; sein Abschreiber z. B. hieß der Domicellar, weil er mit einem solchen, den er in Bamberg gekannt, Ähnlichkeit hatte u. s. w.

Eines Tages im März erfuhr der Verfasser daß Hoffmann am frühen Morgen eine Deputation begehrt, um sein Testament zu errichten. Da er hierin eine Ueberzeugung von der Verschlimmerung des Zustandes des Kranken zu erblicken glaubte, so eilte er zu ihm, fand ihn aber ganz fröhlich, und ließ sich erzählen, wie er nur testirt habe, weil die Gefahr gewiß vorüber sey, und er es doch nicht darauf ankommen lassen wolle, vielleicht wieder in eine solche Lage zu kommen, daß er dann nicht mehr legetwillig verfügen könne. Es wäre ja aber auch leicht möglich, daß seine Frau vor ihm sterbe, und dann beuge das wechselseitige Testament allen Weiterungen mit ihren Verwandten vor. So raisonnirte er auch später über sich, als die Freunde den Tod ihm schon auf den Lippen sehen sahen. Das Testament übrigens, da dessen Fassung Hoffmann gewiß Ehre macht, scheint der Aufbeahrung nicht unwürdig, und ist darum in den „später gesammelten Schriften“ mit abgedruckt worden.

In der Mitte des April traf ihn ein harter Schlag: Hippel, der, wie H zig, fast keinen Tag vorübergehen ließ, ohne ihn zu sehen (seine Weinhausgenossen hatten ihn zum Theil verlassen, seitdem er an das Krankenlager geheset war; zum Theil waren sie ihm zuwider geworden, und er hatte, wie bereits früher bemerkt, freiwillig gelobt, den schlechten Umgang zu meiden, sobald er wieder genesen), Hippel war genöthigt, in seine Heimath zurückzulehren. Schon mehrere Abende hintereinander hatte er Hoffmann besucht, um ihn mit der Nähe des Scheidens bekannt zu machen, aber nicht den Muth dazu fassen können. Seine Mißstimmung war dem Kranken aufgefallen, und fast jeden Abend der Gegenstand seines Tadelis gewesen, am meisten den letzten vor der Abreise, den 14. April 1822. Hippel konnte Hoffmann die Wahrheit nun nicht länger verbergen. Er gerieth darüber außer sich. Es schien, als ob der Schmerz ihm die längst verlorenen Kräfte wiedergegeben. Krampfhast warf er sich im Bette hin und her, mit dem Ausruf: „Nein, nein, es kann nicht seyn! Du kannst nicht reisen, du kannst mich nicht verlassen!“, und dabei verzerrte er die schon halb erstorbene Hand zum Abschied. Endlich gelang es Hippel, ihn von der Nothwendigkeit seiner Reise zu überzeugen; Hoffmann ward ruhiger, reichte ihm die Hand, sprach von Wiedersehen, weinte, was bei ihm eine seltene Erscheinung, bitterlich, und Hippel ging, — um den Freund nie wieder zu umarmen.

Bald nach diesem für ihn so schmerzlichen Ereigniffe richtete sich Hoffmann jedoch an der Kraft des eigenen Geistes wieder auf. Er fing nämlich an, die vielen Stunden, die er ohne Gesellschaft und zum Theil in der Nacht ohne Schlaf zubringen mußte, damit auszufüllen, daß er einem Schreiber, der zugleich Krankwärterdienste versah, und deshalb immer um ihn war, dictirte, da nun eine totale Lähmung der Hände sich eingefunden hatte; und diese Beschäftigung ergöhte ihn so sehr, daß er eines Tages gegen H zig äußerte: „er wolle es sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bliebe, — wenn er nur die Fähigkeit behielte, fort und fort dictando zu arbeiten.“ So wie etwas vollendet war, wurde es dem erwähnten Freunde zur Durchsicht übergeben, und wenn dieser es loben mußte,

triumphirte der arme Kranke darüber, daß noch ein so kräftiger Geist in dem Scherben von Körper wohne, und schöpfte aus der Gesundheit des einen neue Hoffnung auch für die Genesung des andern.

Was Hoffmann übrigens in den letzten Monaten und Wochen dictirt, ist zuerst: Meister Nacht<sup>1</sup>, sodann: des Betters Eckfenster<sup>2</sup>, ferner: die Genesung<sup>3</sup>, endlich: der Feind, Fragment<sup>4</sup>, da er fast im Dictiren dieser Novelle gestorben.

Diese Produkte mögen selbst für die Geisteskraft ihres Verfassers reden. Nach dem Ermessen des Herausgebers gehört einiges darunter zu dem besten, was Hoffmann je geleistet<sup>5</sup>.

Einen noch merkwürdigeren Beweis seiner nicht zu erschöpfenden Seelenstärke mögen aber folgende Umstände geben.

Etwa vier Wochen vor seinem Tode wurde der entschliche Versuch gemacht, ob nicht durch das Brennen mit dem glühenden Eisen an beiden Seiten des Rückgrats herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken wäre. H zig, durch unabwendbare Geschäfte verhindert, der Operation beizuwohnen, eilte nach deren Beendigung voller Angst zu dem Patienten, und kam etwa eine halbe Stunde nachher an. „Nehmen sie nicht noch den Brautengeruch? rief ihm Hoffmann entgegen, erzählte mit der umständlichsten Genauigkeit die fürchterliche Prozedur, fand es ganz natürlich, daß bei einem so erotischen Subjecte wie er, die Aerzte auch die erotischsten Mittel versuchten, und setzte hinzu: „während des Brennens sey ihm eingefallen, daß der damalige Polizeiminister ihn plombiren lasse, damit er nicht als Contrebande durchschlüpfe.“

Noch später, in den allerletzten Wochen seines Lebens, hatte die Schlesingersche Musikhandlung auf Veranlassung eines in Wien von einem gewissen Leidersdorff veranstalteten Klavierauszuges aus dem Weber'schen Freischützen seine Vornehmung als Sachverständiger über die Frage in Antrag gebracht, „ob jener Klavierauszug als ein Nachdruck der Schlesingerschen Originalausgabe zu betrachten sey,“ und das Kammergericht hatte Hoffmanns Freunde H zig dessen Abhörung übertragen. Dieser, der seinen zu Zeiten schon der Atonie ähnlichen Zustand am besten kannte, wollte ihn mit der Sache verschonen, erzählte ihm aber gesprächsweise von der Berufung auf sein Gutachten. Er ergriff den Gegenstand mit vollem Eifer, erklärte, daß er sein Zeugniß nicht versagen möge, und gab sein Urtheil über die zweifelhafte Rechtsfrage mit einer Besonnenheit ab, wie sie ihm in den gesündesten Tagen eigen war. Zum Beweise dessen, und da die Frage an und für sich Interesse hat,

<sup>1</sup> Diese Charaktergemälde, voll von Anekdoten aus dem Bambergere Leben des Dichters, ist in Breslau bei Marx und Comp., in einer Sammlung von Erzählungen und Anekdoten von Tied, Ströms u. a. erschienen. Hoffmann hatte es diesem Verleger nach seiner Uebersetzung, und wollte ihm den Feind (s. u.) dazu geben, um einen Band zu bilden.

<sup>2</sup> In den „später gesammelten Schriften“.

<sup>3</sup> Desgleichen. Zu dieser Erzählung: die Genesung, hatte Hoffmann die unerschöpfliche Schmeichelei beibringt, die er nach dem Tode, was ihm in gesunden Tagen ziemlich gleichgültig war, empfand, und in dem Monate seines Todes einmahl bekräftigte. Ganz entzückt lehnte er immer von diesen Tamerfahrten, wobei vier Menschen ihn in den Wagen tragen mußten, und er oft die heftigsten Schmerzen litt, heim.

<sup>4</sup> Eine köstliche Keltanie, die in dem Frauenstaschenbuch zuerst erschienen, und auch in dieser Ausgabe abgedruckt ist.

<sup>5</sup> Auch ich bin dieser Meinung und halte, nächst dem Majorat, namentlich Meister Nacht, für Hoffmanns vollkommenstes Charakterbild, was er je geschrieben. Nacht selbst ist wie aus einem Gusse geschossen, höchst originell und wahr, und wenn auch nicht an sich, doch gewiß in Verbindung mit den übrigen Charakteren und bekräftigenden Episoden durchaus neu. Hatte das Geschick es unserem Dichter vergönnt, auf gleiche Weise fortzufahren zu dürfen, wie wurden eine schriftstellerische Doppelnatur mehr zu verwundern haben, da er in diesem Nocht ganz auf sich selbst herausgetreten und einen neuen Weg eingeklagen begannen.

Namen, Herr“ Rath, ich habe einen freien, gesunden Schlaf! Und damit schiel er wieder ein, indem der Kranke mit hellem Kopfe aufstimmte:

Sul magino d'un rio, etc.

Hoffmann.

ist es nicht für unangemessen erachtet worden, einen Auszug aus dem betreffenden Protokolle in den „später gesammelten Schriften“ beizufügen.

Etwa den 20. oder 21. Juni zeigten sich die Vorboten des nahen Todes in der Unfähigkeit, etwas zu genießen, einer größeren Neigung zum Schlaf, als früher stattgefunden, und einer Unlust an den gewohnten Beschäftigungen. Am 24ten Abends war er, wie früher bereits erwähnt, schon erstarrt bis zum Halse, und fühlte bis in diese Region des Körpers keinen Schmerz mehr. „Nun werde ich wohl bald durch seyn,“ rief er dem ihn besuchenden Arzte entgegen; „mir thut nichts mehr weh.“ „Ja wohl,“ erwiderte ihm jener mit anderer Deutung, nun werden Sie bald durch seyn!“

Am frühen Morgen des 25. Juni stiegen die Wunden seines zerfleischten Rückens an, heftig zu bluten. Seine Umgebungen ahnten, was bevorstehe. Er rief den Schreiber und Wärter, und sagte ihm etwas, was dieser nicht mehr verstand. Darauf trat die Frau an das Bette, er forderte, daß sie ihm die gelähmten Hände in einander legen solle, und sie will ihm dabei die Blicke gen Himmel richten gesehen und gehört haben, daß er die Worte gesprochen: „man muß doch auch an Gott denken!“ Alles erwartete jetzt seine Auflösung; aber noch einmal flammten die Lebensgeister auf; er sagte später noch, er fühle sich wohl, wolle heut Abend an der Erzählung, der Feind, weiter dictiren, was er seit mehreren Tagen

nicht gethan, und verlangte, man solle ihm die Stell vorlesen, wo er stehen gelieben.

Seine Frau suchte es ihm auszureden, er ließ sich im Bette umdrehen, mit dem Gesicht gegen die Wand gelehrt, vorfiel in Todesröcheln, und als zwischen 10 und 11 Uhr Morgens nach Hitzig geschickt wurde, der sich in der Gerichtsung befand, und dieser herbeisührte, — fand er schon den Freund nicht mehr!

Hoffmanns sterbliche Reste ruhen auf dem neuen Kirchhofe vor dem Hallischen Thor zu Berlin. Die Stätte bezeichnet ein einfaches, aber geschmackvolles Denkmal, mit der Aufschrift:

### G. L. W. Hoffmann

geb. Königsberg den 24. Januar 1776  
gest. Berlin den 25. Juni 1822.

Kammergerichtsrath.

Ausgezeichnet  
im Amte  
als Dichter  
als Tonkünstler  
als Maler

Von seinen Freunden.

## Einzelne Züge zur Charakteristik Hoffmann's.

Hoffmann war von sehr kleiner Statur, hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe; dunkles, beinahe schwarzes Haar, das ihm tief bis in die Stirn gewachsen war, graue Augen, die nichts besonderes auszeichnete, wenn er ruhig vor sich hinblickte; die aber, wenn er, wie er oft zu thun pflegte, damit blinzelte, einen ungemein listigen Ausdruck annahm. Die Nase war fein und gebogen, der Mund fest geschlossen.

Sein Körper schien, ungeachtet seiner Behendigkeit, dauerhaft, denn er hatte für seine Größe eine hohe Brust und breite Schultern.

Sein Anzug war in früheren Zeiten seines Lebens ziemlich elegant, ohne irgend ins Gesuchte zu verfallen. Nur auf den Backenbart hielt er große Stücke, und ließ ihn sorgfältig gegen die Mundwinkel hinziehen. Später erregte ihm seine Uniform, in welcher er etwa wie ein französischer oder italienischer General ausah, inniges Wohlgefallen.

In seiner ganzen äußern Erscheinung fiel am meisten eine außerordentliche Beweglichkeit auf, die auf das höchste gesteigert wurde, wenn er erzählte. Seine Begrüßungen bei'm Empfang und Abschied, mit wiederholten ganz kurzen, schnellen Beugungen des Nackens, ohne daß der Kopf sich dabei bewegte, hatten etwas fragenhaftes und konnten leicht als Ironie erscheinen, wenn der Eindruck, den die seltsame Geberde machte, nicht durch sein sehr freundliches Wesen bei solchen Veranlassungen gemildert worden wäre.

Er sprach mit unglaublicher Schnelle und mit einer etwas heisern Stimme, so daß er, vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens, wo er einige Vorderzähne verloren hatte, sehr schwer zu verstehen war. Wenn er erzählte, war es immer in ganz kurzen Sätzen; nur, wenn die Rede auf Kunstfachen kam und er in Begeisterung gerieth, ein Zustand, vor dem er sich aber zu hüten schien, bildete er lange, schöne, gerundete Perioden. Wenn er Arbeiten von sich vorlas, schriftstellerisch oder amtlich, so eilte er über das unbedeutendere dergestalt hinweg, daß der Zuhörer kaum zu folgen vermochte; die Stellen aber, die man im Gemälde die Drucker nennt, biotonte er mit einem fast komischen Pathos, spitzte dazu den Mund, schaute um sich, ob sie auch faßten, und brachte dadurch oft sich selbst und sein Publikum aus der Tramontane. Er süßte, daß er, um dieser Angewohnheit willen, nicht gut las, und hatte es ungemein gern, wenn ein anderer ihm dieß Geschäft abnahm; aber das war kühnlich genug, besonders wenn von handschriftlichen Aufträgen die Rede; denn jedes falsch gelezene Wort, oder auch nur ein zögernder Blick auf ein solches, um es richtig zu lesen, war ihm ein Dolchstich, und er wußte dieß nicht zu verbergen. Als Sänger hatte er eine schöne, kräftige Bruststimme, Tenor<sup>1</sup>.

Es war schwer, in Bekanntschaft mit ihm zu kom-

<sup>1</sup> Vergl. hier, wie für die ganze Schilderung von Hoffmanns Persönlichkeit, die „Erinnerungen.“

<sup>2</sup> Ebenso.

<sup>3</sup> Ich habe seiner Stimme nie besonders Orisinal abgetruhen können.

men? Er selbst blieb lange verschlossen, und hörte auch wenig auf Menschen, die er erst kennen lernte, wenn sie nicht ganz besonders interessant waren. Alle Bekannte gingen ihm über alles; er fühlte sich bequem mit ihnen, und mehr verlangte er nicht. „Wie mag doch Hoffmann mit dem und dem umgehen können?“ diese Frage, die man so oft machte, beantwortete sich am besten dahin: „weil er den und den schon so und so lange kannte.“ Eine gleiche Gesinnung forderte er aber auch gebieterisch von seinen Freunden. Sie sollten keinen Gott haben neben ihm; er betrachtete es als eine Felonie, wenn sie sich verheiratheten, mit ihren Kindern lebten u. s. w. — Den Umgang mit Frauen liebte er eben nicht. Konnte er (dies war die Regel, von der allerdings einige Ausnahmen Statt fanden) sie nicht mystifiziren, oder sie in die abenteuerlichen Kreise seiner Fantasien ziehen, oder entdeckte er in ihnen nicht etwa entschiedenen Sinn für das Komische, so zog er der Verkehr mit Männern, bei denen sich die letzte Eigenschaft viel häufiger entwickelt findet, bei weitem vor. Denn das Fragenhafte wie das Verborgenste in der menschlichen Natur zogen ihn am meisten an, und auch über diese Tiefen konnte er vorzugsweise nur mit Männern sprechen. Mehr als reifere Frauen interessirten ihn noch junge Mädchen, die besonders, wenn sie hübsch waren, einen ungemeinen Zauber über ihn übten; doch, hauptsächlich durch den Reiz, den ihr Anblick ihm gewährte, nicht durch die Entfaltung ihres Innern, wozu der Schlüssel ihm fehlte. Dagegen mißlang es ihm nicht, Kinder, in denen er Empfänglichkeit für das Scurrile oder Fantastische fand, wenn er sich mit ihnen abgab, an sich zu fesseln. Unter allen Erscheinungen in der Gesellschaft war ihm die gelehrter Frauen am gründlichsten zuwider. Legte es eine solche auf ihn an, und ließ es sich, wie auch wohl vorgekommen ist, gar begehnen, in einer Art von Pairschafft ihm nahe zu treten, — etwa bei Fische, ihren Plag neben ihm aufzuschlagen, so war er im Stande, sein Couvert aufzunehmen, und damit in die weite Welt zu fliehen, bis er an einem entfernten Ende sich unmerklich irgendwo einbürgern konnte. Künstlerinnen jeder

wel er sich beim Vortrag irgend eines Gesangstückes gewöhnlich überhäufte und, wie beim Vorlesen, allwöchentlich accourierte, so, daß das sogenannte *Tragen* der Stimme im defamatorischen Maßstab gewöhnlich unterlag. Unrechtlich war mit aber sein Gesang, wenn er sich beim Klavierspielen begab, und — besonders wenn er durch Wein erheitert — auf das Instrument so gewaltig loshammerte, daß man jeden Augenblick das Springen der Saiten befürchtete. Song er aber gar ein Duett mit einer Dame, die ihn interessirte, so bedeutete es alles Zusammennehmens von Seiten des Zuhörers, um nicht in lautes Geschrei auszuverthen, über die der Dame zugeworfenen schmelzenden Blicke, oder über die verzückten, dem Himmel zugewendeten Augen, den süß gerügten Mund u. s. w.

1 In der Regel vollkommen richtig; meine Bekanntschaft mit Hoffmann war jedoch das Werk weniger Augenblicke. S. Erinnerungen, den ganzen ersten Abschnitt.

2 Wie konnte die Klamille, mit welcher Hoffmann hier, wie überall, sein Mißfallen äußerte, wohl gerechtfertigt werden wollen? In der Sache selbst aber, wie möchte ihm Unrecht gethan? Schon finden die besten Bücher keine Lesere mehr, weil fast alle Kräfte unter die Schärfe vergegangen sind, und wenn die vorerwähnten Jährlingenden die Empfänglichkeit für das, was andere gedacht und empfunden, wenigstens noch bei Lesenden ansetzen war, so mißriet sich deren Zahl auch von Tag zu Tage, weil die der Schwermüthigen wachst, wie der Sand am Meere. Das hierdurch die Autoren offenbar benachtheiligt werden, die sonst ihre köstlichen Kräfte von den Frauen erwarteten, und daß die Fluth mittelaltlicher Bücher, auch durch die Schindlichen Schöaren immer mehr angehöhet, am Ende die Literatur zu verschlingen drohen wird, ist noch der geringste Nachtheil gegen ihn, daß der süßliche Schmutz des Weibes, die Weiblichkeit, bei dem geringsten Anzeichen mehr und mehr in die Weiche geht. Es soll hiermit gerade nicht über die Recensenten, Künstlercorrespondenten u. s. w. insbesondere der Stadt gebrochen werden (eben so wenig aber auch in der Aeologie abgesehen), sondern es sind alle Schriftstellerinnen als solche gemeint, die den süßen Heim ihrer weiblichen Beruf (wovon nicht der Hochverstand verstanden wird), verlassen, um sich öffentlich vor der Welt mit ihren Gedanken, Empfindungen, Eitelkeit und Schwächen zu produciren. In dieser Oeffentlichkeit liegt das Uebel. Wäre es nicht gramlos und ungerecht, von einem Weibe, dem der Himmelstunke der Dichtkunst

Art, ohne ihren gewöhnlichen Tif, w aren ihm angenehm mer. Für sittliche Würde des Menschen äußerte er, durch die Wahl seines Umgangs, wenig Sinn. Gesinnung galt ihm in geselliger Beziehung nichts. Als höchste Empfehlung diente bei ihm die Fähigkeit, sich durch ihn anzusprechen zu lassen (er hatte sich gegen seine Freunde gesetzt, wie etwa ein Buch, wenn man es sich personifizirt dachte, gegen seine Leser); hierauf folgte die, ihn zu amüsiren, was nur durch schlagenden, nicht viel Raum einnehmenden Wis, oder eine Fülle gut, und vor allen Dingen kurz und schnell vorgetragener Anekdoten u. dergl. geschehen konnte; endlich der Besitz irgend einer Eigenschaft, die ihm imponirte, z. B. eines ausgezeichneten Muthes, oder der moralischen Kraft, den Lockungen mit Bewußtseyn Widerstand zu leisten, die ihn unwiderstehlich mit sich fortrissen. Wer ihn nicht auf irgend eine dieser Arten anzog, der war ihm gleichgültig, und durfte nur eine Blöße geben, um Gegenstand seines scharfen Spottes oder Tadelz zu werden, mit welchem er nur seine wenigen wahren Freunde verschonte.

Im geselligen Zirkel bei sich war Hoffmann am liebenswürdigsten. Die Heiligkeit des Gastrechts ließ ihn manches geduldig ertragen, was ihm in der innersten Natur zuwider war, und genögte ihm der Geist nicht, der sich in seiner Gesellschaft entwickelte, so suchte er sich durch die Sorge für die leibliche Nahrung derselben zu zerstreuen; er nahm seiner Frau das Geschäft ab, den Salat, Cardinal oder Punsch zu machen, was er übrigens alles meisterhaft verstand; mit andern Worten,

gehört ist, zu fordern, sie solle ihn verlassen, und sich und andere nicht an ihrem Feuer wärmen? Aber, — daß eine heutige Dichterin kein noch so heiliges Gefühl in ihrem Willen hegen darf, ohne es Morgnblatt und Abendzeitung brüthwarm anzuvertrauen, daß Klagen um ihre verlorne Liebe, wie um ihre verlorne Treue, in allen Kaffeehäusern auf den Tischen umher liegen, und von den Gästen zu den Sigaren eingenommen werden müssen; daß manne eher keine Ruhe finden, als bis selbst alles das, was sich ein wirkliches Weib kaum recht zu getreuen wagt, schwarz auf weiß vor ihr daliegt, um an irgend eine Redaction zum Druck abgehandelt zu werden; — solches Treiben hätten die Frauen unserer Zeit billig den Männern, die es treulich auch nicht besser machen, von denen man insofern auch weniger Freiheit zu fordern berechtigt ist, überlassen sollen. Nicht, und dann die bestete Universalität in dem Streben literarischer Frauen, die selbst den Salon in den Kreis ihres Uebels ziehen zu müssen meinen, — weil es ein Buch ist, — gibt dem Manne, dem Weiblichkeit im Weibe über alles geht, in der Regel den Köhler vor der Hand der Schwermüthigen; nicht etwa Reich oder Monologist, wie Theorien hier und dort wohl gemeint haben, „Wem du betriff, so geh' in dein Kämmerlein, schließ' die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Berbergegnen,“ hat unser Heiland gesagt; es soll gewiß mit dem Ziffern, was die Weiblichkeit bewegt, fern, wie mit dem Gedr. Frauen, die ewig gedrückt haben und weinen, gleichwohl aber denen, „die da gerne stehen und beten an den Elen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden.“ Auch sie haben ihren Lohn dahin; sie werden rühm und kritisiert, und wenn es hoch kommt, panegyrisch, wie die Männer; man läßt ihre technischen Fertigkeit im Dichten (in welcher so jeder Schulknabe es jetzt zu einem gewissen Grade gebracht haben muß), Gerechtigkeit widerfahren u. dergl.; aber — lieb haben oder gar heinführen, wird sie kein männlicher Mann; Vorgesige, deren sie, wie profanlich man sie auch die Ehe oft schelten hört, sich doch auch gar nicht gern begeben zu mögen scheinen. — Siehe ein Zwölfstel aller Frauenromane jeglicher Weise, in denen das Grundthema ein mit Recht verfehlt genanntes Leben ist.

Eine ruhende Gedächtnis wird deutlicher machen, was der Verfasser meint. Vor einigen Jahren nach einer seiner geachteten Freundinnen in der Blüthe ihres schönen Lebens. Nach ihrem Tode fand ihr Gatte in ihrem Pulte ein wunderbares Bild, welches ein Vorgedacht des Hinscheidens enthielt, und überlieferte dabei dem Freunde eine Notiz, mit dem Bemerkten, daß seine Frau es wahr scheinlich selbst gezeichnet habe. Also, selbst der Mann wachte nicht von der Fähigkeit der Gattin, ihre reinen Gemüthe so meisterhaft anzusprechen. Auch Bräutlich Kauter (Verleihen des Walter von Meibarn), Herrmann von Hoo u. s. w. — eine der vorzüglichsten Schriftstellerinnen Deutschlands, die wirklich Bücher, und nicht ihre Dreipfeiler (—) so unversorgen; der, wie sie dem Verfasser selbst erzählte, ihr Verlotter zur Hochzeit ihre eigenen Werke in säuberen Marquisebänden schenkte, weil er eine Neigung zur Lectüre historischer Schriften in ihr bemerkte, und sich zu den Vätern seiner nachmaligen Braut, als deren Schöpferin er sie natürlich nicht kannte, vorzugsweise hingegeben gefühlt hatte.

Diese Beispiele zeugen von ächter Weiblichkeit; ist es doch aber eine Erfahrung so alt als die Welt, daß man sich nicht, um das Weibchen zu pfänden, wahren man die Sonnenblume stehen läßt, wie treit sie sich auch am Wege macht.

wollten ihm seine Gäste nicht recht schmecken, so freute er sich wenigstens daran, wenn es ihnen recht schmeckte. Dagegen war er, wie schon oben bemerkt worden, im höchsten Grade unerträglich, wenn er da Langeweile fand, wohin man ihn eingeladen. Er schien es dann immer nicht verschmerzen zu können, daß er einen Abend verlore, den er sonst bei seinen Lieblingsarbeiten, oder in der Umgebung, in der es ihm nun einmal gemüthlich war, zugebracht haben würde. Vieles kam dabei auch darauf an, wie er eben an einem oder dem andern Tage gestimmt war. Es konnte ihn heute ärgern, worüber er gestern gelacht oder sich gefreut haben würde. Niemand wußte besser, als er selbst, wie sehr er unter der Herrschaft der Laune stand. Er hat in seinen Tagebüchern eine ganze Scala der Stimmungen hinterlassen, durch die er die eben verfloffenen Tage bezeichnete; z. B. Stimmung zum romantisch-religiösen; exaltirt-humoristische Stimmung, gespannt bis zu Ideen des Wahnsinns, die mir oft kommen; humoristisch-ärgeliche; musikalisch-exaltirt; gemüthlich aber indifferente; unangenehm-exaltirt romanesele Stimmung; höchst ärgerliche Stimmung, bis zum Uebersich romantisch und capriciös; ganz erotische Ver Stimmung, sehr exaltirt, aber poetisch-reine, höchst comfortable, schroffe, ironische, gespannte, höchst morose, ganz caduete, erotische aber miserable, exaltirt-poetische Stimmung, in der ich eine tiefe Ehrfurcht vor mir empfand und mich selbst unmäßig lobte; senza entusiasmo, senza exaltatione, schlecht und recht; — un poco exaltato, senza poetica; sehr fröhlich, ma senza furore ed un poco smorfia u. s. w.

Kannte ihn nun ein Freund ganz genau, wie z. B. der Verfasser, so wußte er gleich bei Hoffmanns Eintritt ins Zimmer, in welchem Sternbilde eben seine Laune stand, und wie man ihn heute zu nehmen habe, um Eruptionen zu vermeiden, wenn Gewitterwolken drohten; behandelte man ihn falsch, so fühlte man augenblicklich die Folgen. Verstellung war ihm durchaus fremd; man wußte immer, woran man mit ihm war; wer ihn langweilte, den gähnte er an; und wer ihm Kergerniß gab, dem wies er die Zähne<sup>1</sup>.

Wollte man nun aus diesen den Schluß ziehen, daß Hoffmann ohne alle natürliche Gutmüthigkeit gewesen, so würde man ihm Unrecht thun. Vielmehr gab er häufig davon Beweise. Aber andere hervorragende Eigenthümlichkeiten seines Charakters vermischten sich so wunderbarlich mit seinen Aeußerungen von Bonhommie, daß wer ihn nicht durch und durch kannte, ganz irre an ihm werden mußte. Ein Beispiel wird dies erläutern.

An einem Herbstmorgen kam er zum Verfasser, und erzählte ihm, noch ganz erfüllt von dem Erlebten: als er eben über dem Gensd'armesmarkt gegangen, habe er Folgendes mit angesehen. Ein allerliebste kleines Mädchen aus der untersten Volksklasse wäre vor die Wude einer Höckerin getreten, und habe von dem Obste, das jene feil bot, etwas verlangt. Mit rauher Stimme habe das Weib sie angefahren, sie solle ihr zeigen, wie viel Geld sie daran wenden könne; und als das Kind nun mit der freudigsten Unschuld seinen Dreier hervorgeholt, sey er ihm mit den Worten zurückgestoßen worden: daß es dafür nichts gäbe. Zum Tode betrübt wäre die Kleine abgezogen. Da — so fuhr Hoffmann fort, — näherte ich mich dem alten Weibe, die wohl bemerkt, daß ich Zeuge der ganzen Scene gewesen, und steckte ihr ein Biergroßschensstück in die Hand. Silends rief sie nun das Kind zurück, und füllte die kleine Schürze mit den aller schön-

sten Pflaumen. Sie können ihn sich wohl ausmalen, diesen Wechsel der höchsten Betrübniß und der unaussprechlichsten Freude. Bis so weit sieht die Geschichte Zedermann ähnlich, der mit wohlwollendem Herzen eine Liebesgabe gereicht hat. Aber nun — erzählte er weiter, und das war der ganze Hoffmann — hat mich auf dem Wege zu Ihnen der Gedanke schon zermartert, und ich kann ihn nicht los werden, daß das Kind sich an den Pflaumen die Ruhr an den Hals essen, und so die Lust, die ich ihm bereitet, die Ursache seines Todes werden wird.

Was diese Besorgniß veranlaßte, war nichts anderes, als der zur fixen Idee bei ihm gewordene Glaube, daß wo dem Menschen Gutes widerfahre, auch das Böse immer im Hinterhalte laure; „daß,“ wie er es in seiner Redeweise energisch auszudrücken pflegte, „der Zufall auf Alles seinen Schwanz legen müsse.“ Dieß Wort führte er bei jeder passenden Veranlassung im Munde, und es wird, wie es dem Verfasser scheint, durch diesen Glauben Vieles in seinen Schriften klar. Immer verfolgte ihn die Ahnung geheimer Schrecknisse, die in sein Leben treten würden; Doppelgänger, Schauer gestalten aller Art, wenn er sie schrieb, sah er wirklich um sich, und deshalb, wenn er in der Nacht arbeitete, weckte er die schon schlafende Frau, die, ihn kennend und liebend, willig das Bett verließ, sich ankleidete, mit dem Strickstrumpf an seinen Schreibtisch setzte, und ihm Gesellschaft leistete, bis er fertig war. Daher das so ergreifend Wahre seiner Schilderungen in dieser Gattung, wie es denn überhaupt wohl wenige Dichter gegeben haben mag, die mehr identisch mit ihren Werken gewesen, als Hoffmann mit den seinigen. Wenn man ihm öfters Manier vorgeworfen, so trifft dieser Vorwurf nicht die Art, wie er seine Charaktere zeichnete, sondern wie er selbst im großen Buche der Schöpfung gezeichnet war. Nächste dem Schauervollen, war das Scurrile das ihm ganz eigenthümliche Element. Zwischen beiden gab es für ihn keine gemüthliche Mitte; von seinen Schrecken ruhete er beim Anschauen der Possenspiele aus, die seine Fantasie ihm in den Erholungsgstunden vorgaukelte. Auch hier ist, was er geschrieben, ganz subjektiv; und man kann sagen, daß diejenigen seiner Erzählungen, die ein objektives Gepräge haben, weil nichts Gräßliches und nichts Fragenshaftes darin vorkommt, wie z. B. Mister Martin, von einem Hoffmann herrühren, der sich in dem eigentlichen Hoffmann kaum nachweisen ließ.

Daher ist auch die konstante Erscheinung zu erklären,

1 E. Erinnerungen.

3. 8.

2 Nicht nur wenn er schrieb, sondern mitten im auswendigsten Gespräch am Abendtisch, beim Glase Wein oder Punsch, sah er nicht selten Gespenster, und mehr als einmal, wenn ich erzählte, unterbroch er mich mit den Worten: „Unschuldigen Sie, Thruerster, daß ich in die Rede falle. Aber bemerken Sie denn nicht dort in der Ecke rechter Hand den kleinen, ganz verstaubten Knirps, wie er sich unter den Dienen herumschneipelt? Sehen Sie doch, was der Teufelstret für Kapriolen macht! Sehen Sie — sehen Sie — jetzt ist er weg! O genieren Sie sich doch nicht, liebewürdiger Däumling, bleiben Sie geschäftig bei uns, — hören Sie warum überaus gemüthlichen Gefährden gültig zu — Sie glauben gar nicht, was uns ihre höchst angenehme Gesellschaft für Freude machen würde! — Ach, da sind Sie ja wieder! — Würde es Ihnen nicht gefällig, etwas näher zu treten? — Kommen?“ — Ihre trat ein heftiges Muskelzucken des Gesichtes hinzu — „Sie verlieren wohl wenigstens zu gemüthen? — Was verlieren Sie doch zu fragen? — Wie? — Sie gehen ab? — Gehorhamer Diener!“ u. s. w.

3 Zudem er solch laudenswürdiges Zeug, mit stieren Augen nach der Ecke gerichtet, woher die Dämon kam, sprach, fuhr er dann schnell, sich gegen mich wendend, wieder auf, und das ganz ruhig fortzufahren. Würde er nun von mir oder einem andern Anwesenden ausgelacht, oder gar einen Narren oder Hans Dampf gehalten, so veränderte er mit der empfindlichsten Miene und bei in Galten gegengener Seiten: daß man nur glauben solle, wie das gar kein Spas gewesen sey, indem er die beschriebenen Gestalten mit leuchtenden Augen gesehen, was ihn übrigens gar nicht genire und sehr oft passire. War seine Frau zugegen, so tief er sie zur Bekräftigung des Erlebten wohl noch mit den Worten auf: „Nicht wahr, Nichte?“ (Nichtja, Nichte), Ausrufung des polnischen Namens Michaeline), worauf diese dann lachend und kopfnickend einstimmt. 3. 8.

1 Man vergleiche in den Erinnerungen die beschriebene Scene mit dem Glas Wasser. 3. 8.

daß er in dem Maße, in welchem seine Dichtungen sich von seiner Subjectivität entfernten, sie nicht liebte; ja dergestalt an der Möglichkeit zweifelte, daß sie dem Publikum gefallen könnten, daß nur Bigig's Urtheil, den er als gewissen Buchhändler für vertraut mit dem Geschmack der Menge hielt, in der Regel ihn darüber zu beruhigen vermochte.

Dagegen hegte er eine blinde Vorliebe für diejenigen seiner Werke, in denen sich seine Eigentümlichkeit auf die seinen Lesern am wenigsten angenehmste Weise entwickelt hatte, die entweder die schaudervollsten Schilderungen des Wahnsinns, oder die giftigsten Zersplitterungen, wie z. B. die Bramilla, aufstellten.

Auch war diese Richtung seines Geistes die Ursache, weshalb er, außer den größten Dichtern und oft den trockensten Büchern, in denen er Data fand, die er auf seine Weise in sich verarbeitete, — sich damit imprägnirte, wie er es gern nannte, — eben nichts lesen mochte, weil nichts so leicht die Extreme berührte, bei denen er sich allein behaglich fand.

Wie im Intellectuellen, das immer bei Hoffmann vorherrschte, so auch in Physischen. Im Essen war er sehr mäßig, weil sich diesem Genuß keine geistige Seite abgewinnen läßt; nur das feinste reizte ihn, und oft mehr der Idee willen, daß es das Beste sei, als um des Wohlgeschmacks. Aber auch im Trinken suchte er anfangs, ehe es ihm Gewohnheit und Bedürfnis gemordern, nur Steigerung des Vermögens, wie ihm denn wirklich die Rede zu allen Zeiten am besten floss, wenn er durch Wein aufgeregt war. Ein schmutziger Säufer ist er nie gewesen, was auch die Verleumdung darüber verbreitet haben mag.

Von der freien Natur war Hoffmann nie ein besonderer Freund. Der Mensch, Mittheilung mit, Beobachtungen über, das bloße Sehen von Menschen, galt ihm mehr als Alles. Ging er im Sommer spazieren, was bei schönem Wetter täglich gegen Abend geschah, so war es immer nur, um zu öffentlichen Orten zu gelangen, wo er Menschen antraf.

1 S. Erinnerungen.

S. F.

2 Hier so wie der Raum zu einer weitläufigen Anmerkung gestattet, die man wesentlich für eine Abschweifung vom Gegenstande, als vielmehr für eine Abtragung alter Schuld auf mehrere, bei Beurtheilung meines Buchs über Hoffmann, an mich gestellte Fragen ansehen wird.

In der Biographie Wegels (siehe Erinnerungen) sage ich von ihm:

„Auchere Ehren, Rang, Stand, tauschende Vergnügungen, Freuden der Tafel, waren keine Anziehungspunkte für ihn; dahingegen sich täglich in Gottes herrlicher Natur zu ergeben, an Gottes Altären auf Bergen zu beten, seine Kinder auf dem Arme dort hinauf zu tragen, begleitet von einem gleichfühlenden Freunde, das war seine einzige Seligkeit.“

Hoffmann liebte nur die von Menschen belebte und bewegte Natur; Wegel die stille Wäldchen in ihrem einsamen Kleide, unbelauscht und ohne Zeugen.

Wie Wegel geistig zu thun und zu denken sich dem Gemüthlichen und Flachen entzog, so konnte sein Gemüth auch nur auf hohen Standpunkten, auf Bergen, woher Befreiung kam, ihm war ein Spaziergang keine, wenn nicht ein Berg erstiegen war, und hier entspringen auch seine schönsten Lieder, hier das herrliche, früher erwähnte:

Auf Bergen wohnt die Freiheit, da blüht Leben  
Und Lebenslust vollaus!  
Wo Berge sind, ist Gott, und Engel heben  
Die Seele himmelauf! u. f. w.

Es war ein wahrhaft rührender und erhebender Anblick, den Freund in Gesellschaft seiner Familie an Sommerabenden seinen täglichen Spaziergang machen zu sehen. Er selbst trug gewöhnlich sein junges Kind auf dem Arme, die Frau ging ihm zur Seite, die übrigen sprangen voran. Besonders stolz war er auf seinen Wilhelm, den er den Bergkönig nannte, weil er von frühester Jugend an ihn auf die Berge trug, und die kräftige und schöne Natur des Kindes dieses Namens nicht unworth schien.

Unterwegs wurden von Mutter und Kindern Blumen und Gräser gesammelt, und nach erliegenem Berggipfel sogleich geordnet, in Bouquets vertheilt, oder zu Kränzen geflochten, während der Vater den Kindern Mährchen erzählte

nicht leicht ein Weinhaus, ein Conditorenladen, wo er nicht eingetroffen, um zu sehen, ob und welche Menschen da seien. Man lese das in den letzten Wochen seiner Lebensnoth dictirte „Eckfenster“, um sich zu überzeugen, welche Zerstreuung es ihm gewährte, noch mit halbgebrochenen Augen auf das Gewühl eines menschenerfüllten Marktes zu schauen.

Bei seiner Entfernung von der Natur war es um so rührender, wie kurz vor seinem Ende die Sehnsucht nach dem Grünen in ihm erwachte. „Gott, es soll Sommer seyn,“ jammerte er, „und ich habe noch keinen grünen Baum gesehen.“ Und als er zum erstenmal hinaus kam ins Freie, entführten ihm die hellen Thränen, und er wurde ohnmächtig von der Gewalt des Eindrucks. Nach seiner Heimkehr faßte er den Plan zu der mitgetheilten kleinen Erzählung: „die Genesung,“ die er sogleich dictirte.

oder mit ihnen fähliche Betrachtungen über die vor ihnen liegende Natur anstellte.

Das war das wahre idyllische Freudenleben eines großen Menschen und Dichters, das aber kein Dichter, weder Goethe noch Böll, zu beschreiben vermog!

Ich glaube die Gegensätze in den Charakteren Hoffmanns und Wegels hiedurch hinlänglich angedeutet zu haben; dessen ungeachtet er folgt ein Vermerk:

„Wie kommt es, daß der sonst so unsichtige, treu berichtende — Verfasser uns von dem gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisse beider Dichter so ganz im Unklaren läßt, da doch Beide jahrelang Eine Stadt bewohnten, und wie angedeutet wird, sich beide persönlich kannten?“

Ein anderer äußert sich darüber so:

„Hoffmanns Aufenthalt — Bamberg, ist der Wendepunkt seines Lebens; die wichtigsten Anregungen, die schönsten Gedanken hat er hier empfangen, den tiefsten Anschauungen der inneren Natur ist er hier sich bewußt werdend, hier suchte sich das überirdische Feuer, in welchem sein diabolischer Geist, wie der Salamander ewig neu und jung lebt, noch mehr an, und wurde zur Flamme, die sein Leben durchleuchtet, durchwärmt, aber auch verzehrt hat.“

Auch sein gesellschaftlicher Ton tritt in allen copirten Nüancen so deutlich auf diesen Buche hervor, daß seine spätere Lebensweise in ihrem negativen Elemente leichter sich erklären läßt. Wenn wir nun neben Hoffmann einen Dichter sehen, der zu den begabtesten und edelsten Naturen, aber auch zu den unglücklichsten gehört, weil er gleichsam ein gefesselter Prometheus war, so möchten wir fragen, warum Hoffmann und Wegel im Leben nie zusammenstießen, da doch jeder nur ein Jahr früher als dieser in Bamberg ankam, im Jahr 1813 erst abging, und Wegel von 1809—1819 in Bamberg lebte. Wenigstens hat der Verfasser, gleichwie beiden befreundet, von einem solchen Zusammenstöße nichts erwähnt; es wäre gewiß interessant gewesen, zwei solche Geister, verschieden, entgegengesetzt, und doch in vielem einig, sich begegnen zu sehen.“

Meines Dafürhaltens liegt die Beantwortung dieser Fragen deutlich genug in obiger Schilderung beider Naturen; und wenn ich mich gekümmert hätte nicht unmaßgeblich über das gegenseitige Zusammenfinden derselben auszusprechen, so geschähe es aus einer — gewiß zu ehrenden — Pietät gegen den einen Freund, auf dessen Verlust ich mich nicht klarer ausdrücken mochte. Ich ging von der Meinung aus, daß dem Psychologen durch diese Andeutungen schon hinlängliches Material gegeben sey, sich zu dem erwähnten Verhältnisse, selbst auszuforschen, zu verhelfen. Ich vermag auch bei dieser Gelegenheit nicht, die hingeworfenen Bausteine zu vermehren. Wer sich nach dem Ergebenen nicht zu sagen weiß, daß bei solchen Gelegenheiten nie ein harmonisches, freundschaftliches Band zwischen beiden zu gebunden war, dem wird eine weitere Aufklärung eben so wenig zur richtigen Erkenntnis des Verhältnisses verhelfen, der Gefahr nicht zu gebenden, daß dadurch das Bild eines der Freunde ganz unvertilgter Weise wohl gar als Trape sich gestalten könnte. — Nur so viel, und nicht viel schon zu viel.

Wenn Hoffmann (wie ebenfalls von mir an einem andern Orte angedeutet) jeden Naturzustand für einen sentimentalen, widerigen Fantasten ansah, und ihn in dieser Laune mit den Worten abfertigte: „Was halten Sie von der schönen Natur? Ich habe einen wahren Narren d'ran gefressen!“ so hieß das nichts anderes, als: „Sie empfinden mich empfindlich! Ihnen das deutlich zu machen, befehle ich mich (ironischer Weise) zu ihrer Sentimentalität, damit mir einem andern Gespräch auf die Weine geholfen werde.“ Und wenn nun Hoffmann, wie einmal es wirklich geschah, gegen Wegel solche Floskeln richtete, so kann man sich denken, wie tief er die heiligsten Gefühle Wegels dadurch verletzte, und wie wenig dergleichen zu irgend einer gegenseitigen Annäherung geeignet war.

Hoffmann und Wegel oßneten sich einander im Geiste, ohne sich im Herzen zu lieben; und da von Seite des letzteren irgend ein sociales, geschweige freundschaftliches Verhältniß ohne den Beirath von Geist und Herz undenkbar war, so fanden sich beide Männer immer ziemlich fremd und fern gegenüber.

S. F.  
1 Remerk auf Erdm!  
S. F.



Eigentliche Liebhabereien hatte Hoffmann nicht. Der Besiz eines hübschen Ameublements im weitesten Sinne des Wortes möchte allein dafür gelten können. Für die auf dem Krankenbette intendirte Einrichtung seines neuen Quartiers hatte er allerlei Pläne gemacht. Unter andern wollte er eine Stube mit Hausgeräth in altdeutschem Geschmac meubliren, und selbst die Zeichnungen dazu entwerfen. Auch Bücher waren ihm nicht unlieb; doch hat er es bei seiner großen Unordnung in solchen Dingen nie auch nur zu der allerkleinsten Bibliothek gebracht. Nicht einmal seine eigenen Schriften besaß er vollständig. Er hatte sie verliehen, ohne zu wissen an wen, u. s. w.

Eben so leicht gieng er mit dem Gelde um, das er zuletzt in großen Massen einnahm. Er gab es erst seiner Frau, und nahm es ihr dann wieder ab, um es zu lassen er wußte nicht wo. Mit dieser Frau übrigens lebte er in dem besten ehelichen Verhältnisse<sup>1</sup>. Sie war die Nachgiebigkeit selbst, und er hat nie ein Geheimniß vor ihr gehabt. Seine Tagebücher, die das Bekenntniß aller seiner Schwächen enthalten, ruhten immer in ihren Händen, und aus ihnen hat sie der Verfasser zur Benutzung empfangen.

Keine Spur von der erwähnten Unordnung in Geld- und ähnlichen Sachen war aber in Hoffmanns Amtsarbeiten zu finden; nie fehlte ihm eine Vortragsnummer oder dergl. Ueberhaupt wußte er den Mann im Staatsdienste von dem im Privatleben auf eine Weise zu scheiden, die seinem praktischen Sinne zur höchsten Ehre gereichte.

In seinem schriftstellerischen Verkehr war schon weniger Ordnungsliebe. Wollte er einem Freunde aus einem Manuscripte, oder etwa einen erhaltenen Brief vorlesen, so konnte er was er suchte gewiß nicht finden, wenn nicht die Frau helfend ins Mittel trat. Er band sich an keine bestimmte Arbeitsstunden u. s. w. Doch hatte er zuletzt, als er fast nichts als Erzählungen für Taschenbücher schrieb, eine gewisse Reihenfolge in der Ablieferung, nach dem Alter der Bestellungen der Verleger, eingeführt, an welcher er gewissenhaft hielt. Da er selbst in den letzten Tagen seiner Krankheit an nichts weniger als an seinen Tod dachte, so ergögte es ihn, davon zu sprechen, auf wie viel Jahre hinaus diese Bestellungen schon reichten.

Die Stoffe zu seinen Geschichten nahm er übrigens entweder rein aus der Phantasie, aus dem wirklichen Leben, das ihm bei seinem unaufhörlichen Verkehr an

menschenfüllen Orten immer neue Charaktere darbot, oder aus Chroniken u. s. w., die er in dieser Beziehung durchsah; und die Staffage wählte er aus, nachdem er sich durch die Einsicht von Werken, die ihm sachverständige Freunde zu diesem Zwecke vorschlugen mußten, von dem darzustellenden Gegenstande eine oberflächliche Kenntniß verschafft. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Leichtigkeit er sich Anschauungen aus der Gewerbswelt, und Kunstausdrücke ihm ganz fremder Wissenschaften, wenn er sie gebrauchte, dergestalt anzueignen wußte, daß der Leser glauben muß, er sey dabei groß geworden; wobei ihm freilich zu statten kam, daß es im Leben nicht leicht etwas gab, worin er sich nicht versucht hätte.

Gegen die öffentliche Kritik seiner Schriften war er gleichgültig. Wie überhaupt nichts neues, so las er auch keine Zeitschriften<sup>2</sup>, und wenn man ihm von der Recension eines seiner Werke sagte, sie mochte lobend oder tadelnd seyn, so bezeigte er nicht die geringste Lust, sie zu sehen. Dagegen freute er sich sehr, wenn Fremden, auf deren Einsicht er etwas gab, seine Sachen gesehen. Von diesen nahm er auch mißbilligende Meinungen an, wenn er nur wußte, daß sie ihn überhaupt verstanden. Hitzig, der als sein ältester Bekannter in Berlin, in dieser Beziehung am offensten mit ihm war, hat er nie ein Urtheil übel genommen<sup>3</sup>. Freilich wollte er sich nicht fügen, wenn sein Interesse für das eben erschienene neue Werk noch in voller Frische war; aber er kam dann wohl ein halbes Jahr nachher und sagte: „Sie haben recht, und ich werde es jetzt besser machen.“ So bekannte er in der letzten Woche seines Lebens, er sehe ein, wie sehr er seinem Autorruf durch einige seiner damals erschienenen Erzählungen (in dem Bertinischen Taschenkalender, in dem Steditsch'schen Taschenbuch zum geselligen Vergnügen u. s. w.) geschadet haben mußte, und wolle in dem dritten Theile des Murr u. s. w. dem Publikum Satisfaction zu geben suchen. Es war zu spät, wie überall mit seinen guten Vorsätzen.

„Hoffmann war ein Kind seiner Zeit, in wiefern diese lieb, nach den verschiedensten Seiten hin ein Neugierstes angustreben. Diese leitete ihn, dieser gab er sich hin; diese hat dafür ihn gehoben, getragen und aufgerieben.“ — Mit diesem eben so wahren als schon ausgesprochenen Gedanken endigt Rochlig seinen trefflichen Aufsatz über ihn, und auch der Verfasser weiß zum Schlusse nichts zu sagen, was durchgreifender wäre.

<sup>1</sup> Wie er sie selbst über die wichtigsten, siehe Erinnerungen.

3. 5.

<sup>2</sup> Vergl. Erinnerungen.

<sup>3</sup> Eben so wenig mit.

3. 7.

3. 8.

## Carl Maria von Weber über Hoffmann.

— In dem Text der Oper *Undine* hätte wohl mancher innere Zusammenhang bestimmter und klarer verdeutlicht werden können.

Desto deutlicher und klarer in bestimmten Farben und Umrissen hat der Componist die Oper ins Leben treten lassen. Sie ist wirklich ein Guß, und Referent erinnert sich bei oftmaligem Anhören keiner einzigen Stelle,

die ihn nur einen Augenblick dem magischen Silberkreise, den der Tondichter in seiner Seele hervorrief, entrückt hätte. Ja er erregt so gewaltig, von Anfang bis zu Ende, das Interesse für die musikalische Entwicklung, daß man, nach dem ersten Anhören, wirklich das Ganze erfasst hat, und das Einzelne in wahrer Kunstanschauung und Beschcheidenheit verschwindet.

Mit einer seltenen Entfugung, deren Größe nur derjenige ganz zu würdigen versteht, der weiß, was es heißt, die Glorie des momentanen Beifalls zu opfern, hat Hr. Hoffmann es verschmähet, einzelne Konzerte auf Unkosten der übrigen zu bereichern, welches so leicht ist, wenn man die Aufmerksamkeit auf sie lenkt durch breitere Ausführung und Ausspannen, als es ihnen eigentlich als Gliedern des Kunstkörpers zukommt. Unaufhaltsam schreitet er fort, von dem sichtbaren Streben geleitet, nur immer wahr zu seyn und das dramatische Leben zu erhöhen, statt es in seinem raschen Gange aufzuhalten, oder zu fesseln. So verschieden und treffend bezeichnet die mannigfaltigen Charaktere der handelnden Personen erscheinen, so umgibt sie, und ergötzt sich vielmehr doch aus allem jenes gespensterhafte, fabelnde Leben, dessen süße Schauererregungen das Eigenthümliche des Märchenhaften sind. — Am mächtigsten springt Kühleborn hervor (Ref. setzt die Bekanntschaft mit dem Märchen voraus) durch Melodienwahl und Instrumentation, die, ihm stets treu bleibend, seine unheimliche Nähe verkündet. Da er, wo nicht als das Schicksal selbst, doch als dessen nächster Willensvollstrecker, erscheint, so ist dies auch sehr richtig. Nächst ihm, das liebliche Willenkind Undine, deren Sonnenwellen bald lieblich gaukeln und träufeln, bald auch mächtig gebietend ihre Herrscherkraft künden. Höchst gelungen und ihren ganzen Charakter umfassend, dünkt Ref. die Arie im zweiten Akt, die so ungemein lieblich und geistvoll behandelt ist u. s. w. — Der feurig wogende, schwankende, jedem Liebeszuge sich hinneigende Huldbrand, und der fromme, einfache Geistliche, mit seiner ernsten Choral-

melodie sind dann am bedeutendsten. Mehr in den Hintergrund treten Bertalda, Fischer und Fischerin, Herzog und Herzogin. Die Götter des Gefolges athmen heiteres, reges Leben, das sich in einigen Stücken zu ungemein wohlthuender Frische und Lust erhebt und entfaltet, im Gegensatz zu den schauerlichen Chören der Erb- und Wassergeister in gedrängten felsamen Fortschreitungen.

Am gelungensten und wirklich groß gedacht erscheint Ref. der Schluß der Oper, wo der Componist noch als Krone und Schlußstein alle Harmoniefälle rein achtstimmig im Doppelschore ausbreitet, und die Worte „gute Nacht aller Erdenjerg“ und „Pracht“, mit gewisser Größe und süßer Wehmuth erfüllten Melodie ausgesprochen hat, wodurch der eigentlich tragische Schluß doch eine so herrliche Beruhigung zurückläßt. Ouvertüre und Schlußchor geben sich hier, das Werk umschließend, die Hände. Erstere erregt und eröffnet die Wunderwelt, ruhig beginnend, im wachsenden Drängen, dann feurig einherstürmend, und hierauf gleich unmittelbar, ohne gänzlich abzuschließen, in die Handlung eingreifend; letztere beruhigt und befriedigt vollkommen. Das ganze Werk ist eines der geistvollsten, das uns die neuere Zeit geschenkt hat. Es ist das schöne Resultat der vollkommensten Vertrautheit und Erfassung des Gegenstandes, vollbracht durch tief überlegten Ideenrang und Berechnung der Wirkungen aller Kunstmaterialien, zum Werke der schönen Kunst gestempelt durch schöne und innig gedachte Melodien u. s. w.

Geschrieben Berlin im Januar 1817.

Carl Maria von Weber.

## Erinnerungen an E. T. Hoffmann,

aufgezeichnet

durch L. M. Fouqué.

Man geht oftmal eine bedeutende Wegestrecke unserer irdischen Wallfahrt nebeneinander her, ohne einander so bekannt zu werden, als es innere harmonische Anklänge wechselseitig zu begehren, zu verheißeln, zu erfordern, ja, zu gebieten scheinen.

So gieng es mit E. T. Hoffmann und mir.

Zwar im Raume waren wir einander bis in die Dreißiger unserer Lebensjahre fern, Hoffmann um einige Jahre jünger, als ich; aber doch gab es gemeinschaftliche Freunde, durch die wir vermittelnd einander hätten geistig näher gebracht werden können. Es geschah nicht; keinesweges durch irgend eine Absichtlichkeit, sondern weil sich's eben nicht anders fügen wollte, wie es denn oftmal geht in dieser Welt.

Manches wohl, namentlich durch Hügig, hatte ich von Hoffmann aus jenem genialen Warschauer Kreise herüber vernommen, den humoristischen Witz und die vielfache Begabung des damals noch jugendlichen Mannes in ein pikantes Licht stellend. Allein es blieb damit mehr auf der abweichenden Seite gegen alles Unpoetische, Unmaßende, Philisterrhafte und dergl., als daß ich die positive Produktivität des bizarren Wunderlings hinlänglich für Poesie oder Musik oder Zeichnung und Färbung hätte zu ahnen vermocht.

Vorzüglich anziehend war mir unter jenen Anekdoten eine Neckerei gegen Zacharias Werner, dessen Dichtergabe ich allerdings zu würdigen wußte, zugleich aber mich oft abgestoßen fühlte durch die leider seither so mannigfach Raum gewinnende Verstandesabsichtlichkeit, das Einhauchen der Muse hemmend, und in fast allen Kompositionen jenes Schriftstellers merkbar.

Finde hier das kurze Geschichtchen Raum, sollte es auch sonst schon vorgetragen seyn. Es gehört an diese Stelle just, weil einen Hauptziehungsmoment Hoffmanns für mich bezeichnend, noch ehe ich ihn persönlich, oder auch nur durch eine geschriebene oder gedruckte Zeile kannte.

Werner hatte den damals meist jugendlichen Dichterkreis in Warschau versammelt zur Vorlesung seiner allerdings reich ausgestatteten dramatischen Dichtung: „Das Kreuz an der Ostsee.“

Aber im voraus hatte er nach seiner Weise durch eine endlos mündliche Einleitung voller Deutungen und Andeutungen und Bedeutungen dessen, was da kommen sollte, die Hörer ermüdet, mehr denn alle wohl den sprühenden Elfen Hoffmann.

Als es nun endlich zur Vorlesung selbst kam, und am Ostseestrande die preussischen Heidenpriester, Waibe-

lotten genannt, als Geleit der Bernstein suchenden Greise, Weiber, Jungfrauen und Kinder, feierlichst ihren Höfen im Obergang anriefen:

„Bangputtis! Bangputtis! Bangputtis!“ — wobei der Vorleser eine unendliche Pause machte, da unterbrach ihn der zuhörende Hoffmann mit den sehr höflich vorgebrachten Worten: „Verzeihen Sie, lieber Werner, wenn das ganze Stück in der Sprache geschrieben ist, verstehe ich kein Wort davon.“

Für H zig seitdem und viele, später auch für mich, galt das Wort „Bangputtis“ nun als eine Generalbezeichnung mancherlei seltsamer, ob sonst an sich auch verschiedenartiger Litteraturerscheinungen im Ganzen.

„Es ist Bangputtis!“ pflegte man in ruhiger Erregung vor dergleichen zu sprechen.

Hoffmanns näher geistige Erscheinung verkündete sich mir denn freilich keinesweges als ein Bangputtis, sondern als ein wunderbares in allen Regenbogenfarben funkelndes, ja zugleich klingendes Gestirn.

Nachdem er mir früher durch einen Aufsatz für die von dem nun verklärten Wilhelm Neumann und mir herausgegebene Zeitschrift: „die Mufen“ über eine durch ihn zu Würzburg geleitete Aufführung von Calderon-Schlegels Andacht zum Kreuz als Schriftsteller vortheilhast bekannt geworden war, brachte mich nun H zig mit ihm als Komponisten in Berührung; im Jahr 1814, meine ich. Jedenfalls war es nach meiner zurückgelegten Kriegerlaufbahn. Hoffmann hatte, noch von Würzburg aus, sich in einem genialen Briefchen über seine Freude an meiner Undine ausgesprochen und Lust bezeugt, sie als Oper zu gestalten.

Gern sprach ich ein heiteres: „Ja,“ ihm die völlige Bearbeitung anheimstellend. Doch er wollte meine Mitwirkung. So überließ ich ihm den Entwurf des Scenariums, indem überhaupt der Dperndichter billig und nothwendig dem Komponisten ausnehmend viel überlassen muß, und Hoffmann ohnehin mit dem eigenthümlichen Bühnenwissen, wie es hinter den Coulissen und vom Orchester herauf geleitet wird, viel bekannter war, als ich.

Wir fanden uns leicht und rasch Einer in die Ansichten des Andern. Höchstens fügte meinerseits ich noch eine Arie oder ein Duo hin und wieder ein, was ihm dann auch schon recht war. Im Ganzen ward Hoffmanns Angabe vollständig ausgeführt.

Wie wir uns zum erstenmal Auge in Auge sahen, seitdem Hoffmann sich in Berlin angesiedelt hatte, mögen die zwei schon sonst abgedruckten Briefe des Kapellmeisters Kreisler und des Baron Wallborn näher andeuten. Sie beruhen in ihren tragikomischen Fantastereien eigentlich ganz auf dem Boden der Wirklichkeit, und der Leser wird ihnen das auch wohl anfühlen können. — Deshalb werde ihnen hier eine Stelle zu Theil.

### Baron Wallborn

an den

### Kapellmeister Kreisler.

#### Vorwort.

Es giebt ohne Zweifel unter meinen Lesern welche, die bereits ein neu erschienenes Buch kennen, betitelt: Phantasiestücke in Callots Manier. Jean Paul hat es durch eine geniale Vorrede geehrt, aber auch schon durch sich selbst ehrt es sich auf eine höchst bedeutende Weise. Ich wußte anfänglich nicht, warum die darin vorkommenden Fragmente aus dem Leben und Thun des Kapellmeisters Johannes Kreisler mich mehr

und eigenthümlicher ergriffen, als es sonst ästhetischen Werken mit fremden Lesern gelingt; da fiel es mir endlich ein, daß ich nicht absolut zu den fremden Lesern dieser Bruchstücke gehöre, sondern vielmehr als eine Art von altem Bekannten hereingetreten sey. Der Baron Wallborn nämlich, — in einer Novelle, Trion geheißen, beschrieb ich früher seine Geschichte, — ein junger Dichter, welcher in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, und endlich auch den lindernden Tod, muß jenen Johannes Kreisler gekannt haben, wie nachfolgender, unter seinen hinterlassenen Papieren gefundener Brief ausdrücklich beweist. Die Bekanntmachung desselben habe ich nur vor mir allein zu verantworten, und vielleicht gelingt es mir dadurch, den obgenannten Fantasiestücken ein und das andre Herz zuzuwenden, welches mit Wallborns und Kreislers Herzen denselben Takt schlägt. Man vergesse nicht, daß der Brief aus der Feder eines Dichters — d. h. bei vielen Leuten ohnehin: eines Wahnsinnigen — geflossen ist.

Fouqué.

#### Der Brief.

Sw. Wohlgeboren befinden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem und demselben Falle. Man hat nämlich dieselben schon lange im Verdachte der Tollheit gehabt, einer Kunstliebe wegen, die etwas allzumerklich über den Leisten hinausgeht, welchen die sogenannte verfländigte Welt über dergleichen Messungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch eins, um uns beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Sw. Wohlgeboren waren schon früher der ganzen Geschichte überdrüssig geworden, und hatten sich entschlossen, davon zu laufen; ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was schlimmer ist, mit Kathischlagen bombardiren, und fand während dieser ganzen Zeit im Grunde meine beste Erquickung in Ihren zurückgelassenen Papieren, deren Anschauung mir durch Fraulein von W., o Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergönnt ward. Dabei fiel mir ein, ich müßte dieselben schon früher einmal irgenwo gesehen haben. Sind Sw. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Physionomie, welche man in einiger Hinsicht dem vom Alcibiades besetzten Socrates vergleichen kann; nämlich, weil der Gott im Gehäufte sich versteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorstrahlt mit gewaltigem Lügen, Fecht, anmuthig und furchtbar? Pflegen Sw. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, dessen Farbe man die allerseitsamste nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch seltsamern? Und ist man nicht über die Form dieses Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock ist, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat? Ein solcher Mann wenigstens stand einstmals neben mir im Theater, als jemand ein italienischer Buffo seyn wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbarn Wig und Lebensfeuer ward mir das Zammerspiel dennoch zum Lustspiel. Er nannte sich auf Befragen Doctor Schulz aus Rathenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines seltsamen skurrilen Lächelns halber, das dabei um Sw. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit kurzem nachgelaufen bin, und zwar an demselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon antreffen werden. Denn, obgleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für uns sores Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgenwo an einander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich

jeder von uns vor einem verständigen Manne auf ängstlicher Flucht befindet, oder gar vor den überwähnten Rathschlägen, welche man, beiläufig gesagt, wohl besser und kürzer geradezu und ohne Umschreibung Rathschläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Bestreben dahin, Ew. Wohlgebornen einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten musikalischen Leiden zu liefern.

Ist es denselben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas musikalisches vorzutragen oder vortragen zu hören, sechs bis sieben Zimmer weit von der spröckelnden Gesellschaft fortgingen, daß aber diese demungeachtet hinterdrein gerannt kam, und zuhörte, d. h. nach möglichsten Kräften schwagte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten ist zu diesem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge zu steil und zu hoch.

Sodann: haben Ew. Wohlgebornen nicht vielleicht schon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verächter der Musik giebt, ja sogar feindseligere Antipoden derselben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebener Befehl hin, sie die Thüren nicht schmeißen zu lassen, oder gar leise zu gehen, oder auch nur eben nichts hinzuworfen, wo sie gerade im Zimmer sind, und sich irgend ein beseligender Klang aus Instrument oder Stimme erhebt? Aber sie thun mehr. Sie sind durch einen ganz besondern Höllengenius angewiesen, gerade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Wogen der Töne schwillt, um etwas zu holen oder zu bringen, oder zu flüstern, oder wenn sie täppisch sind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich lustig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwischenspiels, oder in irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man seinem Dnem gebieten möchte, stille zu stehen, um nichts von den goldenen Klängen wegzuhauen, wo das Paradies aufsteht, leise, ganz leise vor den tönenden Akkorden, — da, just da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch ist nicht zu verschweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die vom reinsten Bedientengeist befeelt, dieselbe Rolle in Ermangelung jener Subjekte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande sind. Ach, und Kinder, wie viel gehört dazu, auch zu solchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernst, sehr ernst hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleser die gleichen anmuthigen Wesen gleich erheben und günstig sind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfe, der mir stehend ans Herz drang, — galten sie nur den Kindern allein?

Ach, es geschah euch vielleicht noch nie, daß ihr irgend ein Lied singen wolltet vor Augen, die euch aus dem Himmel herab anzublicken schienen, die euer ganzes besseres Seyn verschönt auf euch herniederstrahlten, und daß ihr auch wirklich anfinget, und glaubtet, o Johannes, nun habe euer Laut die geliebte Seele durchdrungen; und nun, eben nun werde des Klanges höchster Schwung Thauperlän um jene zwei Sterne ziehen, milbernd und schmückend den seligen Glanz, — und die Sterne wandten sich geruhig nach irgend einer Lapperei hin, etwa nach einer gefallenen Masche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen, — und, Herr, es war weiter nichts, als ihr hattet die gnädige Frau ennuyirt.

Lacht nicht, lieber Johannes. Gibt es doch nichts Schmerzlicheres im Leben, nichts fürchterbarer Zerförenderes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen.

— Aber ich bin nur selten wild dabei. Weißt meine ich ganz still. Fürchte dich also nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt du auch nicht. Und so wollen wir lieber von andern Dingen sprechen, und doch von nahverwandten, die mir innig für dich aus dem Herzen herausdringen.

Sieh, Johannes, du kommst mir mit dem, was du gegen alle ungeniale Musik eiferst, bisweilen sehr hart vor. Gibt es denn absolut ungeniale Musik? und wieder von der andern Seite, gibt es denn absolut vollkommene Musik, als bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder scharf und verletzbar ist, als deines, aber ich kann dir mit voller Wahrheit sagen, daß auch der schlechteste Klang einer verstimmten Geige mir lieber ist, als gar keine Musik. Du wirst mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine solche Dodelei, heiße sie nun Tanz oder Marsch, erinnert an das Höchste, was in uns liegt, und reißt mich mit süßen Liebes- oder Kriegstönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr seliges Urvild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen sind, verdanken den ersten Anklang ihres Deseyns sehr ungestimmten Saiten, sehr ungeübten Fingern, sehr mißgeleiteten Röhren.

Und dann, lieber Johannes, ist nicht der bloße Wunsch, zu musciciren, schon etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches? Und vollends das schöne Vertrauen, welches die herumziehenden Musfanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allwärts Bahn, worin sie auch im Grunde nur selten gefört werden durch mürrisch aufgeklärte Herrschaften und grobe Hunde! Ich möchte eben so gern in ein Blumenbeet schlagen, als durch einen beginnenden Walzer schreien: „pact Euch aus dem Hause!“ — Dazu haben sich dann schon immer lächelnde Kinder umhergestellt, aus allen Häusern, wohin das Klängen reichen konnte, ganz andere Kinder, als die überwähnten Bedientennaturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmienen: die Musfanten haben Recht.

Etwas schlimmer sieht es freilich oftmalen mit dem sogenannten „Musik machen“ in eleganten Zirkeln aus; aber auch dort, — keine Saiten, Flöten- und Stimmklänge sind ohne göttlichen Hauch, und alle besser, als das mögliche Gerede, welchem sie doch immer einigermaßen den Paß abschneiden.

Und, Kreisler, was du nun vollends von der Lust sagst, welche Vater und Mutter in der stillen Haushaltung am Klavierklimpfern und Gesangklimpfern ihrer Kindlein empfinden, — ich sage dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trost.

Ich habe wohl mehr geschrieben als ich sollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangene sittliche Weise empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn süßlich, Johannes, und Gott segne dich und segne mich, und entfalte gnädigst aus uns beiden, was er in uns gelegt hat, zu seinem Preis und unserer Nebenmenschen Lust!

Der einsame Wallborn.

N a c h s c h r i f t.

Könnten wir nicht einmal gemeinschaftlich eine Oper erschaffen? Mir liegt so etwas im Sinne.

Der  
Kapellmeister Johannes Kreisler  
an den  
Baron Wallborn.

## Vorwort.

Durch vorstehenden Brief des Baron Wallborn an den Kapellmeister Johannes Kreisler ist ein Räthsel gelöst, dessen Deutung mir bis jetzt unmöglich schien. — Der arme Johannes, welcher lange Zeit hindurch mit mir an einem Orte lebte, galt allgemein für wahnsinnig, und in der That stach auch sein ganzes Thun und Treiben, vorzüglich sein Leben in der Kunst, so grell gegen alles ab, was vernünftig und schicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung seines Geistes kaum zu zweifeln war. Immer excentrischer, immer verwirrter wurde sein Ideengang; so z. B. sprach er kurz vor seiner Entfernung aus dem Orte viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelk, das Ganze sey aber (meinte er) nichts als ein Waagio, und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Juliens, auf dem Romeo in den höchsten Himmel voll Liebe und Seligkeit heraufschwebte. Endlich gestand er mir, wie er seinen Tod beschloß und sich im nächsten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft sein höchster Schmerz auf eine schauerliche Weise skurril. Noch in der Nacht, als er auf immer von mir schied, brachte er mir einen sorgfältig versiegelten Brief mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Besoldung abzusenden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adresse hatte:

An den Freund und Gefährten in Liebe, Lied und Tod!  
Cito

par bonté.

Abgegeben in der Welt, dicht an der großen  
Doppelte, der Grenze der Vernunft.

Vergeschlossen bewahrte ich den Brief auf, hoffend, daß der Zufall mir vielleicht einmal jenen Freund und Gefährten näher bezeichnen werde, und so ist es denn auch gekommen. Nicht den geringsten Zweifel hegte ich nämlich, nachdem ich des Baron Wallborn Brief an den p. Kreisler gelesen, daß dieser unter jenem Freunde und Gefährten niemand anders als eben den Baron von Wallborn gemeint haben könne, und fand, als ich Kreislers Schreiben geöffnet, meine Vermuthung vollkommen bestätigt. Da Wallborns Brief den Lesern vorher mitgetheilt worden, so nehme ich keinen Anstand, ihm Kreislers Brief folgen zu lassen, da aus beiden das wunderbare Zusammentreffen zweier im Innern verwandter Geister recht klar sich darstellt. Sowie Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, so scheint auch Kreisler durch eine ganz fantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spitze des Wahnsinns getrieben worden zu seyn; wenigstens ist die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelassenen Aufsatze, überschrieben: „Die Liebe des Künstlers“, enthalten. Diesen Aufsatz, so wie mehrere andere, die einen ganzen Cylindus des Reingeißigen in der Musik bilden, gedente ich künftig unter dem allgemeinen Titel: „Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers“, herauszugeben.

Hoffmann,

Verfasser der Phantasiestücke in  
Collet's Manier.

## Der Brief.

Sw. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Komödienhause in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeschlagen, recht ausführlich schreiben. Nehmen Sw. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich sehr musikalisch ausdrücken sollte, denn Sie wissen es ja wohl schon, daß die Leute behaupten, die Musik, die sonst in meinem Innern verschlossen, sey zu mächtig und stark herausgegangen, und habe mich so umspinnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und alles sich mir wie Musik gestalte, — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Sw. Hoch- und Wohlgeboren schreiben: denn wie soll ich anders die Last, die sich schwer und drückend auf meine Brust gelegt, in dem Augenblicke, als die Garbine fiel, und Sw. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weise schnell verschwunden waren, los werden!

Wie viel hatte ich noch zu sagen; unaufgelöste Dissonanzen schrien recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all' die Schlangenzüngigen Septimen herabschweben wollten in eine ganze lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Sw. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlangenzungen stachen und stachelten mich sehr! Sw. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Terzen anfangen will, sind doch kein anderer, als der Baron Wallborn, den ich längst so in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien sich wie er gestalteten, und nun keck und gewaltig hervorströmten, oft schien, ich sey ja eben er selbst. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Gestalt in Uniform, das klirrende Schwert an der Seite, recht männlich und ritterhaft auf mich zutrat, da gieng es so fremd und doch so bekannt durch mein Inneres, und ich wußte selbst nicht, welcher sonderbare Akkordwechsel sich zu regen und immer höher und höher anzuschwellen anfing. Doch der junge Ritter gestellte sich immer mehr und mehr zu mir, und in seinem Auge gieng mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado süßer wonnevoller Träume auf — der wilde Akkordwechsel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Sын und Leben des Dichters sprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Sw. Hoch- und Wohlgeboren versichert seyn können, ein tüchtiger Praxitilus in der Musik bin, die Tonart, aus der das Ganze gieng, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Sw. Hoch- und Wohlgeboren, den Baron Wallborn, erkannte. Als ich einige Ausweichungen versuchte, und als meine innere Musik lustig und sich recht kindisch und kindlich freudig in allerlei munteren Melodien, ergöglichen Murks und Wagnern hervorstömte, da fielen Sw. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart so richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie sie mich auch als den Kapellmeister Johannes Kreisler erkannt und sich nicht an den Spuk geküht haben werden, den heute Abend der Geist Droll nebst einigen seiner Konforten mit mir trieb. — In solch eigener Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spuks gerathen, pflege ich, wie ich wohl weiß, einige besondere Gesichter zu schmeißen; auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft und dessen Farbe in Siemoll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Krug aus Eburfeld darauf setzen lassen. Sw. Hoch- und Wohlgeboren wird das doch wohl nicht irritirt haben? — Zudem hatte man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich

hieß nämlich Doktor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieser Vorzeichnung dicht am Flügel stehend den Gesang zweier Schwestern anhören durfte — zwei im Wettgesang kämpfender Nachtigallen, aus deren tiefster Brust hell und glänzend die herrlichsten Töne aufkunkelten. — Sie schreuten des Kreisters tollern Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem musikalischen Eden, das ihm die Schwestern erschlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren versöhnt mit dem Kreister, als in ihn sich der Doktor Schulz plötzlich umgestaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligsten sprechend, was in mir glüht, zu hart, zu zornig erschienen! Ach, Baron Wallborn — auch nach meiner Krone griffen feindselige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmlische Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. — Namenloser Schmerz zerschchnitt meine Brust, und jeder wehmuthsvolle Senker der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Schmerz des Jorns, den die entsetzliche Qual entsammt hatte. — Aber Baron Wallborn! glaubst du nicht auch selbst, daß die von dämonischen Krallen zerrissene blutende Brust auch jedes Tröpfchen lindernenden Balsam stärker und wohlthätiger fühlt? — Du weißt, Baron Wallborn, daß ich mehrtheils über das Musiktreiben des Pöbels zornig und toll wurde; aber ich kann es dir sagen, daß wenn ich oft von heillosen Brauvarianen, Konzerten und Sonaten ordentlich zerschlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie von mittelmäßiger Stimme gesungen oder unsicher und stümperhaft gespielt, aber treulich und gut gemeint, und recht aus dem Innern heraus empfundener, mich tröstete und heilte. Begegnest du daher, Baron Wallborn! solchen Tönen und Melodien auf deinem Wege, oder siehst du sie, wenn du zu deiner Wolke aufschwöbst, unter dir, wie sie in frommer Sehnsucht nach dir aufstiegen, so sage ihnen, du wollest sie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und du wärsst kein anderer als der Kapellmeister Johannes Kreister. — Denn sieh, Baron Wallborn! ich verspreche es dir hiermit heilig, daß ich dann du seyn will, und eben so voll Liebe, Milde und Frömmigkeit wie du. Ach, ich bin es ja wohl ohnedem! — Manches liegt bios an dem Spuk, den oft meine eigenen Noten treiben; die werden oft lebendig und springen wie kleine schwarze vielgeschwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern — sie reißen mich fort im wilden unsinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemaine Bocksprünge und schneide unziemliche Gesichter; aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth seinen Strahl schießend, löst diesen Wirwar, und ich bin fromm und gut und geduldig! — Du siehst, Baron Wallborn, daß das alles wahrhafte Terzen sind, in die alle Septimen verschwoben; und damit du diese Terzen recht deutlich vernehmen möchtest, deshalb schrieb ich dir!

Gott gebe, daß, so wie wir uns schon seit langer Zeit im Geiste gekannt und geschaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zusammentreffen mögen; denn deine Blicke, Baron Wallborn, fallen recht in mein Innerstes, und oft sind ja die Blicke selbst herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Brust erglühte Melodien tönen. Doch treffen werde ich dich noch oft, da ich morgen eine große Reise nach der Welt antreten werde und daher schon neue Stiefeln angezogen.

Glaubst du nicht, Baron Wallborn! daß oft deine Worte meine Melodie, und meine Melodie dein Wort seyn könnte? Ich habe in diesem Augenblick zu einem schönen Liede die Noten aufgeschrieben, dessen Worte du früher setztest, unerachtet es mir so ist, als hätte in demselben Augenblick, da das Lied in deinem Innern auf-

gieng, auch in mir die Melodie sich entzünden müssen. — Zuweilen kommt es mir vor, als sey das Lied eine ganze Oper. — Gott gebe, daß ich dich, du freundlicher milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen so schauen möge, wie du stets vor meinen geistigen lebendig stehst und gehst. Gott segne dich, und erleuchte die Menschen, daß sie dich genugsam erkennen mögen in deinem herrlichen Thun und Treiben. Dieß sey der heitre beruhigende Schlußakkord in der Tonika.

Johannes Kreister,  
Kapellmeister, wie auch verrückter Musikus  
par excellence.

Bei der Nähe meines damaligen Landwohnsitzes von Berlin blieben Hoffmann und ich in mannigfach heiterer Berührung, vorzüglich durch Undine vermittelt, und auch sonst.

Einige Aphorismen aus jenem Umgange lasse ich folgen, unbekümmert um deren genau chronologisches Zusammenreihen, wie sie mir eben heraufsteigen wollen.

Es gilt ja nur, Hoffmanns Bild mit Federumriffen — gleichsam mit hieroglyphischen Randzeichnungen, wenn man so will, — zu vollenden oder zu illustriren.

Noch sehe ich ihn vor mir am Mittag vor der ersten Aufführung unserer Undine, wo wir bei unserem Freunde Hitzig zusammengetroffen waren, um uns dann gemeinschaftlich in das Schauspielhaus zu verfügen. Wir standen, was man nennt, auf dem Sprunge, das Pulsiren, wie es wohl allen, auch sonst gefassten und begründeten Dichtern und Tonkünstlern vor solch einem Momente durch Sinn und Seele zieht, in allen Adern spürend. Man liebt ja doch sein eigenes Werk, wie Pygmalion seine Galathea. Sonst hätte man es nicht zu schaffen vermocht. Man liebt ja auch die Zuschauerwelt, also gibt man nicht nur etwas darauf, sondern auch viel. Sonst hätte man seine Galathea nicht auf der Bühne kund gegeben.

Nun geschah es, daß eine geistreiche und schöne Frau nach Tisch unmittelbar vor demselben Augenblick eintrat, wo Hoffmann und Fouqué in einer gemeinschaftlichen Berliner Droschke nach dem Theater abzufahren gedachten. Es ward Gutes, Geistreiches, Witziges gesprochen. Aber jenen beiden brannte der Boden unter den Füßen. Dabei begab es sich, daß Hoffmann mit seiner auffallend kleinen Statur jener hohen Gestalt gerade gegenüber stand, bereits marschfertig, den Regenschirm in der Rechten, in vollständig senkrechter Positur, und gleichsam um sich höflich anzupfählen, sich mit weit ausgestrecktem rechten Arm an selbigem Regenschirm stramm festhielt. Es war dieselbe Stellung, welche ehemals preussische Infanterie-Offiziere, ihre Sponton in den Boden stemmend, en Parade reglementsmäßig anzunehmen hatten. Die Erinnerung daran kam über Fouqué, und wie man denn bei gereizter Stimmung — Undinens Bühnengeschick stand ja bevor — auch überaus lustig zu seyn pflegt, konnte er sich kaum eines toll vorbrechenden Gelächters enthalten. Es gelang ihm noch just, und erst in der Droschke, wo ihn sein Genos, jenes Zucken seiner Gesichtsmuskeln bemerkt habend, darüber befragte, kam die Wunderlichkeit zur Sprache. Weiden half nun die losbrechende Lustigkeit über alles etwa gar zu Ernstliche des Moments hinüber.

Die Aufführung der Undine ward übrigens von dem glänzendsten Erfolge begleitet; Komponist und Dichter erlebten einen ungetrübt fröhlichen Abend mitkommen in Fouqués Familienkreise.

Durch eine schmerzliche Fügung geschah es, daß bald nachher — nur wenige mit steigendem Beifall widerholte Darstellungen hatte Undine inzwischen erlebt —

das Berliner Schauspielhaus abbrannte. Graf Brühl, als damaliger Generalintendant der königlichen Schauspiele, erbot sich, die Undine sogleich in das Opernhaus zum neuen Aufbühnen — oder vielmehr zum umgebünderten — zu verpflanzen, nur daß fortbin ihre stete Heimath sich dort in Zukunft erhalten müsse. Hoffmann sagte Nein, und wohl mit vollem Recht. Schon daß für die häufig vorkommenden Versenkungen des fantastischen Märchenspiels nicht hinlänglich in dem großen Opernhause gesorgt sey, gab hinlänglichen Grund zur Weigerung ab. Wichtiger noch war des Komponisten Erklärung, seine Komposition sey nicht auf jene großen Räume berechnet, und müsse daher lieber den Aufbau des in ähnlichen Verhältnissen sich neu gestaltenden Schauspielhauses abwarten.

In der langen Zwischenzeit bis dahin bemerkte Hoffmann ohne alle äußere Anregung, er habe in seinem entworfenen Scenarium keineswegs Unbilden hinlänglich in ihrer Reimmatur herborgehoben, auch das epische Element dergestalt vernachlässigt, als halte er sich überzeugt, — wie er sich in seiner launigen Manier ausdrückte, jeglicher Zuschauer habe das Märchen Undine noch in letzter Woche gelesen und gut im Gedächtnis behalten, oder doch mindestens ein Exemplar davon zum allenfalls erläuternden Nachschlagen in der Tasche. Er begehrte deshalb ein neues Vorspiel von seinem Genossen, und Fouqué gab sich um so williger an die Arbeit, als auch Fräulein Johanna Gunkel, trefflich amütbigste Darstellerin der Undine auf dem Berliner Theater, den nämlichen Wunsch geäußert hatte.

Das Vorspiel ward gebichtet. Aber nicht Hoffmann mehr sollte es komponiren. Das schmerzlich verzebrnde Kranken, nach und nach seine Auflösung herbeiführend, ergriff ihn früher, als er an diese Arbeit, von welcher er oft mit so vieler Liebe gesprochen hatte, zu gehen vermochte.

Doch ehe ich noch an die letzten Augenblicke unsers Weisammensyns hienieden gelange, sey es mir vergönnt, einige inebsonders heitere Momente desselben hervorzuheben und festzuhalten.

Hoffmann und Sigis hatten einmal mich in meiner damaligen Primath, dem Landfisch Rennhausen bei Rathenow, besucht.

Nach zwei frohlich verlebten Tagen kam eine Staffette von Seiten des Grafen Brühl, mich zur Dichtung eines Festspiels für die ganz nahe bevorstehende Geburtstagsfeier des Kronprinzen aufzufordern. Ich wählte den Urahn des königlichen Hauses, Thassilo, zum Gegenstand, eine Vision der Herrlichkeit seiner Nachkommen ihm vorführend, und beschloß, meine Gastfreunde nun selbst nach Berlin zu begleiten, um mitzuwirken für die eigenthümlichere Einübung der mich so lebhaft ansprechenden Aufgabe. Einige Chöre sollten eingeflochten werden nach bekannten Sangweisen. Aber gegen das letztere opponirte Hoffmann. „Dichten Sie frei!“ sprach er. „Ich mag Sie nicht so eingeschnürt wissen in so hundert- oder tausendfach abgeleitete Melodien. Für die musikalische Komposition sorge dann ich, und zwar dergestalt, daß in der gegebenen Zeit auch Chor und Orchester sich hinlänglich einüben können. — Gesagt — gethan. — Und die gemeinschaftliche Wort- und Tondich-

tung erkreute sich nachher bei ihrer Darstellung des heitersten Gelingens! — Meine Arbeit ward in freudiger Begeisterung rasch vollendet. — Als ich den Anfangschor meinem verbundenen Freunde am Abend überliefert hatte, fand ich ihn Morgens darauf singend in seinem Schlafzimmer auf- und abschreiten. Im leichten Nachtkamisol und Pantinantalens, eine weiße Schlafmütze schräg auf den Kopf gestülpt, zur Hand einen hochgeschwungenen mächtigen Stab, womit in dem alterthümlichen Landfische die Fensterladen gegen nächtliche Einbrüche verwahrt wurden, die bereits rüstige Schreibfeder schräg auf die Mütze gesteckt, sang die kleine eisenähnliche Gestalt die Anfangsworte des ersten Vassenreigens aus meiner Dichtung:

„Sieg und Frieden! Sieg und Frieden!  
Weinend wir mit starrer Hand!“

Man muß in Bezug auf ähnliche Scenen nicht an das mindest Absichtliche bei Hoffmann denken wollen. Er gab sich, wie er war, und er war immerbar nur ganz Er! Faßte die Wunderlichkeiten darin ein Grund heiter auf, wie eben bei jenem Anlaß Fouqué, so stimmte allerdings Hoffmann fröhlich ins Lachen darüber ein.

Diesmal zeichnete er alsbald mit raschem Federstrich die oben angeedeutete Gestalt, und schrieb darunter:

„Kreißler als Thassilo.“

Tages drauf begaben sich Hoffmann, Sigis und Fouqué auf die Thassilo'sfahrt nach Berlin. Sie fuhren gar prachtroll mit Sechsen, denn vier Kutschpferde wurden in Rennhausen zugleich vor die mit zwei Extrapostrossen aus Rathenow beorberte, etwas schwerfällige Postkaise gespannt, und als im Fluge ging es von hinnen in dem frischhellten Octobermorgen hinein. Aber ach! — ein Laut, welcher so mancher vermeinten irdischen Herrlicheit zu folgen pflegt! — der edle Bettelifer des Kutschers und des Postillions führte unlängst vom Dorf einen Umschwung herbei: glücklicherweise einen nicht tragischen. Denn lachend lagen nach einer überkühnen und allzukurzen Wendung der zwei Rossbändiger, neben dem ungeworfenen Wagen die Reisefahrten unbeschädigt am Boden. Nur Kreißler trug eine ganz unbedeutende Schramme an der Nase davon, über welche er gar seltenfamlich tiefgelahrte geologische Betrachtungen anzustellen wußte, wie seine scharfgebogene Nase glücklicherweise in einen gleichsam futtermalmäßig dafür durch eine der Urveltfluthen ausgehöhlten Stein hineingepaßt habe, und dadurch vor dem Zerbrechen beschirmt worden sey.

Fröhlichen Muthes fuhren wir weiter, und Hoffmann trug uns nun eine tragische Geschichte vom Umwerfen vor, die er auf einem gewöhnlichen Postwagen umweit Dresden erlebt hatte, und zwar im Jahre 1813, während der Umstellung der Franzosen durch die Verbündeten, bis zur Schlacht von Leipzig. Da habe denn auch ein junger Graf seine aus unüberwindlicher Liebe Neugeblichte, eine ehemalige Schauspielerin, auf diese Weise, der größeren Sicherheit eines Postfuhrwerkes vor Plünderern halber, auf seine Güter aus der bedrohten Hauptstadt fortführen wollen. Liebliche Schilderungen der galanten Sorgfalt des Ritters für seine Dame auf dem so wenig eleganten Reisewagen giengen voran, und wie er mit reichen Fantasiebildern ihr künftig glänzende Fahrten vorgehalten habe, — mit eins stürzt der Wagen durch des Postillions Ungeschick einen steilen Berggang nach der Elbe zu hinab, Colli's und Koffer und Passagiere durch- und übereinander. Als man sich unten ermannet und emporrichtet, war die junge Gräfin verschwunden, allen unbegrifflich. Endlich, unter die

1 Nachher komponirte Kapellmeister Kienten im Auftrage des Grafen Brühl jenes Vorspiel. Es kam aber nicht zur Ausführung, wie überhaupt Undine in Berlin früher nicht wieder. Nur als Ballet tänzerte sie einmal über die Bühne dort. Eine reichere vorläufige Bearbeitung der Oper durch den gemalten Musikdirektor Grieschner neu komponirt, im vollständigen Einlang mit dem Dichter, erlitten mit ausgezeichnetem Erfolg auf dem Danziger Theater.

nem später aufgerichteten großen Kasten findet man sie zerstückelt todt.

Uns schauderte das Bild bis in's tiefste Leben herein.

Als Fouqué einst in sehr hartem Winter nach Berlin kam, hatten Hoffmann und Chamisso seiner in dem zur Aufnahme von ihm bestimmten Wirthshause lange vergeblich gewartet. Der beinahe gänzlich verfeinerte Weg hatte das Eintreffen über alles Vermuthen aufgehalten. Sie gingen endlich, und ließen ein Hoffmann'sches Farbenbildchen als Visitenkarte oder Willkommensgruß zurück, zu dessen Erläuterung ich noch eine Erinnerung aus dem Kriegsjahre Dreizehn voranstellen muß.

Fouqué hatte damals im fröhlichen Soldatenmuth den Einfall hingeworfen, es gebe so viele-genialtolle Leute unter den Waffengenossen, daß man daraus gar wohl eine tolle Schwadron organisiren könne, ja späterhin eine ganze Brigade dieser Gattung, zusammengestellt aus sämtlichen freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Pferd, und sämtlichen russischen Kosaken. Wie es nun mit Soldatenjähren im Felde zu gehen pflegt: die Wunderlichkeit fand Anklang, und an Bewachtfeuern, auf Marschzügen und sonst ergab sich weitere Ausbildung. Wo irgend Wer etwas wunderliches hatte ausgehen lassen, — aber unter dem stetigen Vorbehalt wispig-kühnen Gehaltes — ward ihm ein Avancement in der tollen Brigade zuerkannt. Ja, an deren Spitze stand ein überaus verehrt und geliebter Kriegsheld, der sich von dieser Gattung der Beförderung wohl nimmer etwas träumen ließ, aber gewiß waffenfreundlich und waffenbrüderlich mitgelacht hätte, wäre sie ihm nach ihrer rechten Bedeutung zu Ohren gekommen. Es giebt noch viele Offiziere im Heer, auch wohl sonst viele Freunde, welche sich jener kriegerischen Brigadefindererei gern und fröhlich erinnern.

Sich selbst wagte Fouqué nie zu höherer Beförderung in Vorschlag zu bringen, denn als Brigadenschreiber. Sobald er aber nach dem Kriege Hoffmann kennen lernte, fand er nicht den mindesten Anstand, ihn sogleich zum ersten Trompeter der tollen Brigade zu erklären, und Hoffmann nahm es dankbarlichst an.

So hatte er sich denn auch in jenem Bildchen zwar in seinen gewöhnlichen häuslichen Kleidern hingestellt, aber eine preussische Reitertrumpete über den Rücken gehängt, stehend vor einem Klaviere, wo eine Partitur, mit der Aufschrift: „Undine“ bezeichnet, gegen den Pult lehnte, er selbst aber in stauender Stellung, während Chamisso, in riesiger Schlemihlgestalt, von Zauberrauchwolken schier umhüllt, auf Siebenmeilenstiefeln an ihm vorüberschritt.

Sowohl dieß Bildchen, als jene Thassilozeichnung haben sich mir, bei den mannigfachen Umzügen meines wandelreichen Außenlebens verkrämt bis zum Nichtwiederfinden unter meinen Papieren. Möge die allerdings nur schwache Wortabspaltung einigen Erfas hier bieten.

Kreisler und Schlemihl! Ihr genial wunderfamlichen Gestalten! Nun beide für diese Erde entschwinden für immer! — Ein tiefer Ernst umwaltet und bewältigt meine Seele.

Ehe ich jedoch aufzeichne, was noch aus den letzten Lebenstagen Hoffmanns mir anklingt, nur einzelne tiefnachhallende, elegische Töne, sey noch einer seiner charakteristischsten Redereien, aus unsern fröhlichen Tagen herüber, gedacht.

Einstmal waren Hoffmann und ich auf dem Lande mit

einer anmuthigen und geistreichen Frau für einige Tage zusammengetroffen, nach deren Abreise ein Theil der Gesellschaft, bei Anerkennung ihrer Vorzüge, das streng gemessene in ihrem Benehmen tabelte, wie auch das fast allzu taktmäßige ihres Gesanges. Ich erhob mich dagegen, behauptend, eben darin liege zum Theil mit die Eigenthümlichkeit ihres anziehenden Wesens, und überhaupt spreche daraus das Gehaltene einer ernstweiblichen Würde und Erhabenheit. Hoffmann hatte eigentlich weder mir, noch den andern, entschieden beige-stimmt, sondern eben nur einen oder den andern Witzfunken in das Gespräch hineingesprüht, nach seiner Weise bald den, bald jenen auf harmlos neckische Weise treffend.

Etwa nur ein Halbjahr später auf ein paar Tage in Berlin anwesend und Hoffmann besuchend, ward ich von ihm befragt, ob ich etwa allein zurückfahre nach Nennhausen. „Ja wohl!“ sprach ich. „Können Sie mir etwa die Freude Ihrer Begleitung schenken? Man würde sich sehr an unserm Herde freuen, brächt ich Sie mit.“

Hoffmann wies die Einladung wegen gehäufter Arbeiten zurück. „Aber!“ — setzte er freundlich hinzu — „eine Art von Reisegesellschaft will ich Ihnen dennoch mitgeben: — eine Novelle von mir, wenn auch einseitigen nur in Aushängebogen noch.“ — Fouqué nahm's dankbarlich an, und begann unterwegs alsbald die Lektüre.

„Der Sandmann“, hieß dieses damals neueste Dichterwerk des genialen Kreisler. Und in Briefen eines jungen Studirenden, Nathanael geheissen, begann die Geschichte.

Aber dem reisenden Leser oder dem lesenden Reisenden ward vor dieser Korrespondenz mit jeder Seite derselben wunderfamlicher zu Muth. Ihn wollte fast bedünken, das habe Freund Kreisler gar nicht geschrieben, sondern es habe schon irgend sonst wo gestanden in ganz einem andern Werke eines ganz andern Verfassers.

Daß es Hoffmann bisweilen begegne, sich selbst in gewissen Wendungen und Gestalten als Wiederhall nachzuhallen, war damals schon oftmal bemerkt und ausgesprochen worden, und Fouqué konnte es nicht in Abrede seyn. Aber die Nachbildung irgend eines andern Schriftstellers? — Davon konnte bei Hoffmanns Identität nie auch nur entfernt die Rede seyn. Was wollten denn nur jetzt diese durchaus für Hoffmann fremdartigen und doch zugleich mit sichtlichster Achtsamkeit geschriebenen Nathanaels Briefe?

Plötzlich fiel es dem Lesenden wie ein Band von den Augen. Er selbst war es, Fouqué selbst in seinen eigenthümlichsten Wendungen und Ansichten, der sich hier neckisch nachgebildet sah, und zwar ganz vornehmlich in allem, was er vor etwa einem Halbjahr in Bezug auf jene Diskussionen wegen der etwas förmlichen jungen Dame zu deren Vertheidigung vorgebracht hatte. Er mußte herzlich lachen, und rief nun mit dem wälschen Pfarrer Chre-Hugo Mus in Dipold's Uebersetzung von Shakespear's Lustigen Weibern zu Windsor aus:

„Das seynd sehr chrlliche Eschelmerceien!“

Er und Hoffmann haben sich nachher noch gar fröhlich über den wohlgelungenen Spaß ergötzt.

Endlich aber kam der sehr ernste Moment des Lebens heran auch für Hoffmann: das Sterben. Wollte niemand herein einen Widerspruch erblicken, oder wohl gar einen sogenannten Trischen Bull:

Es ist mit vollem Bedacht hingeschrieben. Mit feierlichem Bedacht.

Denn nur was lebt, kann sterben.



Nur was sterben kann, lebt hienieden wahrhaft.  
Leben und Sterben bedingen einander unerläßlich in menschlicher Hinsicht als nothwendige Gegensätze: keines ohne das andere.

Dem Tod heiter in's Auge blicken, ist des Lebens frischeste Blüthe.

Im Tode Leben, ist der Adel des Todes.

Nur Eines wissen wir im Leben gewiß: wir werden sterben.

Nur Eines kann uns im Sterben erfreuen: wir werden leben.

Blumen und Blüthen solcher Art wollte Fouqué an

Hoffmanns Sterbelager bringen. Denn daß es ein Sterbelager war, las er nur allzudeutlich auf des Leidenden Angesicht.

Aber der Arzt hatte noch nicht bestimmt entschieden, und hatte jede allzulebhafte Aufregung als gefährdend für den Kranken unterjagt.

Hoffmann aber meinte seiner Genesung entgegenzugehen, und, sichtlich erfreut über Fouqué's, vom Lande herein unerwarteten Besuch, spielte er mit allerhand its d'ischen Lebensbildern.

Wir haben einander hienieden seitdem nicht wieder gesehen.

Ein seliges Wiedersehen jenseits im vollständig geläuterten Dafeyn bescheere beiden uns Gott.



### Hoffmann's Kopf in Umrissen,

Radirt von J. B. Sonderland.

- |  |  |
|--|--|
| a. Die Nase.   | k. Ein Kackämel mit willkührlichen Falten.                                 |
| b. Die Stirn.  | l. Der Wadenbart oder übermäßige Geboulen eines Mondstüchigen.             |
| c. Die Augen.  | m. Die Nephistorbelemmstel oder Kackämel und Werdluft-Clirree des Teufels. |
| d. Das obere Kackstiel und Portwein.                       | n. Fehlt.  |
| e. Der Fremische Zug oder die Mährsch Muskel.              | o. Das Ohr oder Keislers Lehrbrief der wehre gehet noch verstanden werden. |
| f. Das lange Kinn mit keithene Schauspiele (Blancius, sc.) | p. Und so weiter.  |
| g. Neuplatze Haare oder Geisteskerimmungen.                |  |
| h. Ein Halsstuch.  |  |
| i. Ein Krögen.   |  |

Die Erklärung hat Hoffmann selbst gegeben und der Künstler darunter hingesezt. Die Zeichnung ist im Besiße des Dichters Zimmermann.